



Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen  
von Ute Seeßlen Titel des Originals: »Curtain« Schutzumschlag von Heinz  
Looser Foto: Thomas Cugini  
1. Auflage 1979, Nr.700  
Copyright © Agatha Christie Limited, 1975  
Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag Bern und München  
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Wer kennt nicht das jähre Erschrecken bei dem Gefühl, eine Situation schon einmal erlebt zu haben? Das habe ich schon mal getan . . . Warum berührt einen das immer wieder so?

Darüber grübelte ich nach, während ich im Zug saß und draußen die flache Landschaft von Essex vorbeigleiten sah.

Wie lange war es her, daß ich die gleiche Reise unternommen hatte? Mit dem - lächerlichen - Gefühl, daß der beste Teil meines Lebens vorbei sei! Weil ich in jenem Krieg verwundet worden war, der für mich immer *der* Krieg bleiben würde, obwohl ein zweiter, noch schrecklicherer Krieg inzwischen die Erinnerung an ihn fast ausgelöscht hat.

1916 hatte der junge Arthur Hastings geglaubt, alt und gereift zu sein. Wie wenig hatte ich geahnt, daß das Leben für mich in Wirklichkeit erst begann!

Meine Reise hatte mich, was ich nicht wissen konnte, zu dem Mann geführt, dessen Einfluß mein Leben formen und bestimmen sollte. Eigentlich hatte ich meinen alten Freund John Cavendish besuchen wollen, dessen Mutter ein Landgut namens *Styles* besaß und vor kurzem wieder geheiratet hatte. Ich hatte mir eine angenehme Auffrischung alter Bekanntschaften erhofft und nicht gedacht, daß ich bald in die dunklen Verwicklungen eines geheimnisvollen Mordes hineingezogen werden sollte.

Im Dorf Styles war es, wo ich den seltsamen kleinen Mann Hercule Poirot wiedertraf, dem ich zum erstenmal in Belgien begegnet war. Wie gut erinnere ich mich noch an mein Erstaunen, als ich die hinkende Gestalt mit dem großen Schnurrbart die Dorfstraße heraufkommen sah! Hercule Poirot! Seit jener Zeit war er mein bester Freund, sein Einfluß hatte mein Leben geformt. In seiner Begleitung, bei der Jagd auf einen weiteren Mörder, hatte ich meine Frau kennengelernt, die treueste und liebste Gefährtin, die man sich vorstellen kann. Sie ruhte jetzt in argentinischem Boden, nachdem sie gestorben war, ohne lange zu leiden und ohne die Gebrechen des Alters kennengelernt zu haben - ganz wie sie es sich gewünscht hatte. Doch sie hatte einen sehr einsamen und unglücklichen Mann zurückgelassen. Ach, wenn ich doch nur das Rad der Zeit zurückdrehen und mein Leben noch einmal leben könnte! Wenn dies jener Tag des Jahres 1916 wäre, der Tag meiner Reise nach *Styles* . . . Wieviel hatte sich seit da-

mals verändert! Welche Lücken in den Reihen der Bekannten! *Styles* selbst war von der Familie Cavendish verkauft worden. John Cavendish war tot; seine Frau Mary - dieses faszinierende, rätselhafte Geschöpf - lebte noch, und zwar in Devonshire. Lawrence war mit Frau und Kindern nach Südafrika gezogen. Veränderungen, wohin man sah.

Eins war jedoch gleich geblieben: Ich fuhr nach *Styles*, wo ich Hercule Poirot treffen würde.

Wie erstaunt war ich gewesen, als ich seinen Brief mit dem Aufdruck »Gut *Styles*, *Styles*, Essex« erhielt.

Ich hatte meinen alten Freund fast ein Jahr lang nicht mehr gesehen. Unsere letzte Begegnung hatte mich erschreckt und traurig gestimmt. Er war ein alter Mann geworden, den die Arthritis fast zum Krüppel gemacht hatte. Von einem Aufenthalt in Ägypten hatte er sich Besse rung versprochen, doch war, wie er in seinem Brief mitteilte, sein Zu stand dort eher noch schlechter geworden. Dennoch schrieb er gutge launt . . .

Und berührt es Sie nicht, mein Freund, wenn Sie den Absendeort dieses Briefes lesen? Er weckt alte Erinnerungen, nicht wahr? Ja, ich bin hier auf Gut *Styles*. Stellen Sie sich vor, man hat jetzt ein sogenanntes Gästehaus daraus gemacht. Es wird von einem Ihrer ach so britischen altgedienten Colonels geführt - einem mit ganz altem Schulschlips und Kolonialdienst in Indien. Es ist seine Frau, *bien entendu*, die dafür sorgt, daß sich das Unternehmen rentiert. Sie ist recht tüchtig, aber sie hat Haare auf den Zähnen, und der arme Colonel leidet sehr darunter. Ich an seiner Stelle würde ihr mit dem Kriegsbeil kommen!

Ich sah ihre Anzeige in der Zeitung und bekam Lust, wieder den Ort aufzusuchen, der meine erste Heimat in diesem Land war. In meinem Alter hat man Freude daran, die Vergangenheit noch einmal zu erleben. Dann, stellen Sie sich vor, treffe ich hier einen Baronet, der ein Freund des Chefs Ihrer Tochter ist. (Klingt dieser Satz nicht so, als sei er einer französischen Sprachübung entnommen?)

Sogleich fasse ich einen Plan. Er möchte, daß die Franklins den Sommer hier verbringen, und ich meinerseits werde *Sie* zu einem Besuch überreden; dann sind wir alle zusammen, sozusagen *en famille*. Das wird sehr unterhaltsam werden. Deshalb, *man eher Hastings, dépechez-vous*, eilen Sie hierher, so schnell Sie können. Ich habe für Sie ein Zimmer mit Bad reservieren lassen (unser gutes altes *Styles* ist moder-

nisiert worden, müssen Sie wissen) und mit Mrs. Luttrell über den Preis verhandelt, bis sich eine Einigung ergeben hat, *tres bon marche*. Die Franklins und Ihre reizende Judith sind bereits seit ein paar Tagen hier. Alles ist arrangiert, machen Sie also keine Geschichten.

*A bientôt.*

*Ihr Hercule Poirot*

Die Aussicht war verlockend, und ich folgte ohne Widerspruch dem Wunsch meines alten Freundes. Ich hatte kein festes Heim und keine Verpflichtungen. Meine Kinder führten ihr eigenes Leben. Der eine Sohn diente bei der Navy, der andere war verheiratet und betrieb die Ranch in Argentinien. Meine Tochter Grace war mit einem Soldaten verheiratet und lebte zur Zeit in Indien. Meine Tochter Judith schließlich war dasjenige meiner Kinder, das ich insgeheim immer am meisten geliebt, wenn auch nie verstanden habe. Sie war ein seltsames, verschlossenes Wesen, das seinen eigenen Kopf hatte, was mich zuweilen verletzte und bekümmerte. Meine Frau hatte mehr Verständnis für sie gehabt. Ihrer Ansicht nach handelte es sich in Judiths Fall nicht um Mangel an Vertrauen, sondern um eine Art Zwang. Doch sie machte sich genau wie ich manchmal Sorgen um das Kind. Sie sagte, Judiths Gefühle seien zu intensiv und zu konzentriert, und ihre Verschlossenheit lasse ihr kein Sicherheitsventil. Das Mädchen hatte merkwürdige Phasen brütenden Schweigens und konnte heftig, fast fanatisch Partei ergreifen. Sie war die Begabteste in der Familie, und wir waren deshalb mit ihrem Wunsch nach einer Universitätsausbildung einverstanden. Vor etwa einem Jahr hatte sie ihr naturwissenschaftliches Diplom erworben und daraufhin eine Assistentenstellung bei einem Arzt angenommen, der sich mit der Erforschung tropischer Krankheiten beschäftigte. Er hatte eine Frau, die kränklich war.

Ich hatte mir zuweilen Sorgen gemacht, ob Judiths Arbeitseifer und ihre Aufopferung für ihren Chef nicht Anzeichen einer Verliebtheit seien, aber die sachliche Art ihrer Beziehung hatte meine Bedenken zerstreut. Ich glaube, daß Judith mich gern mag, doch es lag nicht in ihrer Natur, ihre Gefühle zu zeigen, und sie begegnete meinen, wie sie es nannte, sentimental und altmodischen Ideen oft mit Spott und Ungeduld. Ich sah dem Wiedersehen mit meiner Tochter, ehrlich gesagt, mit etwas Nervosität entgegen!

An diesem Punkt wurden meine Gedanken dadurch unterbrochen, daß der Zug auf dem Bahnhof von Styles St. Mary hielt. Dieser zu-

mindest hatte sich nicht verändert. Die Zeit war spurlos an ihm vorbeigegangen. Anscheinend ohne Daseinsberechtigung, lag er noch immer inmitten grüner Felder und Wiesen.

Als ich mit dem Taxi durchs Dorf fuhr, bemerkte ich allerdings, daß die Zeit nicht stehengeblieben war. Styles St. Mary hatte sein Gesicht völlig verändert. Hinzugekommen waren Tankstellen, ein Kino, zwei weitere Gastwirtschaften und Reihen von Sozialwohnungen. Jetzt bogen wir durch das Tor von Styles. Hier schien die moderne Zeit wieder hinter uns zu bleiben. Der Park war im großen und ganzen so, wie ich ihn in Erinnerung hatte, aber die Auffahrt war in schlechtem Zustand, und Unkraut überwucherte den Kies. Wir bogen um eine Kurve und sahen das Haus vor uns liegen. Es war äußerlich unverändert und hatte dringend einen Anstrich nötig.

Wie bei meiner Ankunft damals vor vielen Jahren beugte sich auch jetzt eine Frauengestalt über eins der Beete. Mein Herzschlag stockte einen Augenblick. Dann richtete sich die Gestalt auf und kam auf mich zu, und ich lachte über mich selbst. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz zu der kräftigen Evelyn Howard vorstellen, die mich damals als erste *auf Styles* begrüßt hatte.

Dies hier war eine zartgebaute ältere Dame mit einem Kopf voll weißer Löckchen, mit rosa Wangen und kalten blaßblauen Augen, die einen Kontrast zu ihrer ungezwungenen Herzlichkeit bildeten, welche für meinen Geschmack eine Spur zu überschwänglich war. »Das ist bestimmt Captain Hastings, nicht wahr?« sagte sie. »Und ich kann Ihnen nicht einmal die Hand geben, weil meine Hände so schmutzig sind. Wir sind entzückt, Sie bei uns zu haben - wir haben schon so viel von Ihnen gehört! Ach, ich sollte mich wohl vorstellen. Ich bin Mrs. Luttrell. Mein Mann und ich haben dieses Gut in einem Anfall von geistiger Umnachtung gekauft und versuchen, daraus eine rentable Sache zu machen. Wer hätte gedacht, daß ich eines Tages ein Hotel führen würde! Aber ich warne Sie, Captain Hastings, ich bin sehr geschäftstüchtig. Ich berechne Ihnen so viele Extras wie möglich.«

Wir lachten beide wie über einen köstlichen Scherz, doch mir ging dabei durch den Sinn, daß Mrs. Luttrell wahrscheinlich nichts als die reine Wahrheit gesagt hatte. Hinter dem Benehmen einer reizenden alten Dame, das sie an den Tag legte, stand - das spürte ich - unbeugsame Härte.

Mrs. Luttrell sprach zwar mit leicht irischem Akzent, war aber keine Irin. Es war bloße Affektiertheit. Ich erkundigte mich nach meinem Freund.

Ach der arme kleine Monsieur Poirot! Wie er sich auf Ihr Kommen freut hat! Es war herzerweichend! Es tut einem richtig weh, ihn so leiden zu sehen.« Während wir aufs Haus zugingen, zog sie ihre Gartenhandschuhe aus.

»Und auch Ihre hübsche Tochter«, fuhr sie fort. »Sie ist ein so reizendes Mädchen. Wir bewundern sie alle sehr. Aber wissen Sie, ich bin altmodisch, und ich finde, es ist eine Schande, wenn ein junges Mädchen wie sie, das auf Parties gehen und mit jungen Männern tanzen sollte seine Zeit damit verbringt, Kaninchen aufzuschneiden und den ganzen Tag durchs Mikroskop zu schauen. Das sollte sie lieber den alten Schachteln überlassen.«

»Wo ist Judith?« fragte ich. »Ist sie irgendwo in der Nähe?« Mrs. Luttrell verzog das Gesicht. »Ach, das arme Kind. Sie ist in dem Labor unten im Garten eingesperrt. Dr. Franklin hat es gemietet und einrichten lassen. Er hat dort Ställe mit Meerschweinchen, die armen Tiere, und Mäuse und Kaninchen. Ich weiß nicht, ob mir soviel Wissenschaft gefällt, Captain Hastings. Ach, da kommt mein Mann!« Colonel Luttrell bog gerade ums Haus. Es war ein sehr großer, dürrer alter Mann mit einem leichenblassen Gesicht und sanften blauen Augen. Er hatte die Angewohnheit, unentschlossen an seinem kleinen weißen Schnurrbart zu zupfen. Er wirkte geistesabwesend und nervös. »Ach, George, Captain Hastings ist da.«

Colonel Luttrell schüttelte mir die Hand. »Sie sind mit dem - äh -Fünf-Uhr-vierzig-Zug gekommen?«

»Womit sonst?« fragte Mrs. Luttrell scharf. »Außerdem ist das völlig gleichgültig. Führ ihn nach oben und zeig ihm sein Zimmer, George! Anschließend will er vielleicht gleich Monsieur Poirot besuchen - oder möchten Sie zuerst eine Tasse Tee?«

Ich versicherte ihr, daß ich keinen Tee wünschte und lieber gleich meinen Freund begrüßen wollte.

»Gut, dann kommen Sie«, sagte Colonel Luttrell. »Ich nehme an -äh -, daß Ihre Sachen schon hinaufgebracht worden sind - oder, Daisy?«

»Das ist deine Angelegenheit, George«, erwiderte Mrs. Luttrell bissig. »Ich war im Garten beschäftigt. Ich kann mich schließlich nicht um alles kümmern.«

»Nein, nein, natürlich nicht! Ich - ich mach' das schon, meine Liebe.«

Ich folgte ihm die Eingangsstufen hinauf. An der Haustür stießen wir

auf einen schmächtigen grauhaarigen Mann, der mit einem Fernglas in der Hand herausstürzte. Er hinkte. Sein Gesicht zeigte knabenhafte Eifer. »Unten bei der Sykomore b-b-brütet ein Kohlmeisenpärchen«, stieß er leicht stotternd hervor.

»Das ist Norton«, sagte Luttrell, als wir die Halle betraten. »Netter Kerl. Ein richtiger Vogelnarr.«

In der Halle stand ein hochgewachsener Mann an einem Tisch. Er hatte offensichtlich gerade ein Telefongespräch beendet- »Man sollte alle Handwerker und Bauunternehmer hängen, strecken und vierteilen«, rief er. »Nichts machen sie richtig. Hol sie der Teufel!« Sein Zorn war so jämmerlich und komisch, daß wir beide lachen mußten. Ich fühlte mich augenblicklich zu ihm hingezogen. Er war, obwohl schon über fünfzig, ein gutaussehender Mann mit einem sonnengebräunten Gesicht. Er verkörperte den Typ des Engländer der alten Schule, der immer seltener wird: geradeaus, naturverbunden und gewohnt zu befehlen.

Es überraschte mich kaum, daß Colonel Luttrell ihn mir als Sir William Boyd Carrington vorstellte. Wie ich wußte, hatte er in einer indischen Provinz mit großem Erfolg den Posten eines Gouverneurs versehen und sich auch als erstklassiger Schütze und Großwildjäger einen Namen gemacht. Er war der Typ Mann, dachte ich betrübt, den die heutige degenerierte Zeit nicht mehr hervorzubringen scheint. »Ah«, sagte er, »ich freue mich, die sagenhafte Gestalt *mon ami* Hastings persönlich kennenzulernen.« Er lachte. »Unser lieber, alter belgischer Freund hat viel von Ihnen erzählt, müssen Sie wissen. Und dann haben wir natürlich noch Ihre Tochter hier. Sie ist ein reizendes Mädchen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß Judith viel von mir erzählt hat«, meinte ich lächelnd.

»O nein, dafür ist sie viel zu modern. Den Mädchen von heute scheint das Eingeständnis, daß sie Vater und Mutter haben, peinlich zu sein.«

»Eltern zu haben ist praktisch eine Schande«, sagte ich. Er lachte. »Na ja, die Sorgen hab' ich nicht. Ich habe leider keine Kinder. Ihre Judith ist ein sehr hübsches Mädchen, aber furchtbar gelehrt. Ich finde das ziemlich beunruhigend.« Er griff wieder zum Hörer. »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, Luttrell, wenn ich Ihre Telefonvermittlung zum Teufel wünsche. Ich bin ein ungeduldiger Mensch.«

»Das geschieht denen ganz recht«, erwiederte Luttrell. Er stieg die Treppe hinauf, und ich folgte ihm. Er führte mich durch

den linken Flügel des Hauses zu einer Tür am Ende des Ganges, und ich stellte fest, daß Poirot mir dasselbe Zimmer ausgesucht hatte, das ich früher bewohnt hatte.

Es war einiges verändert worden. Auf dem Gang standen verschiedene Türen offen, und ich sah, daß die altmodischen großen Schlafräume in mehrere kleine Zimmer aufgeteilt worden waren. Mein Zimmer, das nicht sehr groß gewesen war, hatte man bis auf den Einbau eines kleinen Bades mit fließendem warmen und kalten Wasser unverändert gelassen. Es war mit billigen modernen Möbeln eingerichtet, ein Umstand, der mich ziemlich enttäuschte. Ich hätte es lieber gesehen, wenn die Einrichtung mehr dem Baustil des Hauses entsprochen hätte. Mein Gepäck stand schon da, und der Colonel erklärte mir, daß Poirots Zimmer genau gegenüber lag. Er wollte mich eben hinüberführen, als von unten aus der Halle eine schrille Stimme »George« rief. Colonel Luttrell fuhr nervös zusammen. Er zupfte sich am Schnurrbart.

»Ich - ich - werden Sie zurechtkommen? Wenn Sie etwas brauchen, läuten Sie -« »George!«

»Ich komm' ja schon, Liebling!«

Er eilte durch den Korridor davon. Einen Augenblick lang sah ich ihm nach. Dann überquerte ich mit klopfendem Herzen den Gang und pochte an Poirots Tür.

## 2

Nichts ist meiner Ansicht nach so traurig wie der Verfall, der mit dem Alter einhergeht.

Mein armer Freund! Ich habe ihn oft beschrieben. jetzt möchte ich die Veränderung schildern, die mit ihm vorgegangen war. Verkrüppelt von Arthritis, konnte er sich nur im Rollstuhl fortbewegen. Sein einst rundlicher Körper war abgemagert - ein dünner, kleiner Mann mit runzligem und zerknittertem Gesicht. Zwar glänzten Haare und Schnurrbart noch immer in tiefem Schwarz, doch das war, wie ich fand, ein grober Mißgriff; ich hätte dies ihm gegenüber jedoch nie erwähnt, weil ich seine Gefühle nicht verletzen wollte. Es gibt einen Punkt, von dem an es nur allzu deutlich sichtbar wird, wenn Haare gefärbt sind. Früher hatte es mich überrascht zu erfahren, daß Poirots

Haare ihr Schwarz einem Fläschchen verdankten. Aber jetzt trat die Künstlichkeit offen zutage, und es entstand der Eindruck, als ob er eine Perücke trage und sich zum Gaudium der Kinder ein Bärtchen angeklebt habe.

Nur seine Augen waren dieselben geblieben, scharf und funkelnd, und jetzt - ja, es gab keinen Zweifel - blickten sie gerührt. »Ah, mon ami Hastings - mon ami Hastings . , .« Ich neigte mich zu ihm hinunter, und er umarmte mich herzlich, wie es seine Gewohnheit war. »Man ami Hastings!«

Er lehnte sich zurück und musterte mich mit zur Seite geneigtem Kopf. »Ja, immer noch der gleiche - der gerade Rücken, die breiten Schultern, das graue Haar- *tres distingue*. Sie haben sich gut gehalten, mein Freund. *Les femmes*, interessieren sie sich noch für Sie?« »Wirklich, Poirot«, protestierte ich. »Müssen Sie denn-« »Aber, mein Freund, ich versichere Ihnen, das ist der Prüfstein - das ist der Prüfstein schlechthin. Wenn die ganz jungen Mädchen zu einem kommen und so freundlich, so überaus freundlich mit einem reden - das ist das Ende! Der arme alte Mann, sagen sie sich, wir müssen nett zu ihm sein. In seinem Zustand muß man sich schrecklich fühlen. Aber Sie, Hastings - *vous etes encore jeune*. Sie haben noch Chancen. So ist es richtig, zwirbeln Sie Ihren Schnurrbart, straffen Sie die Schultern - ich sehe, daß ich recht habe, sonst würden Sie nicht so verlegen sein.«

Ich brach in Lachen aus. »Sie sind wirklich der Gipfel, Poirot. Wie geht es Ihnen denn?«

»Mir?« sagte Poirot und verzog das Gesicht. »Ich bin ein Wrack. Ich bin am Ende. Ich kann nicht laufen. Ich bin verkrüppelt und entstellt. Gott sei Dank kann ich noch ohne fremde Hilfe essen, aber sonst muß ich wie ein Baby versorgt werden. Man muß mich ins Bett bringen, waschen und anziehen. *Enfin*, das ist nicht gerade amüsant. Zum Glück ist es nur die Schale, die zerfällt, der Kern ist noch ganz intakt.«

»Ja, Sie haben das beste Herz der Welt.«

»Herz? Ja, vielleicht. Ich habe allerdings nicht vom Herzen gesprochen. Mit Kern, *mon eher*, meine ich das Gehirn. Mein Gehirn funktioniert noch immer ausgezeichnet.«

Ich konnte zumindest keine Veränderung hinsichtlich seiner Bescheidenheit feststellen. »Und Ihnen gefällt es hier?« fragte ich.

Poirot zuckte die Schultern. »So leidlich. Es ist natürlich nicht das *Ritz*. Weiß Gott nicht! Das Zimmer, in dem ich zuerst gewohnt habe, war klein und schlecht möbliert. Ich bin ohne Preisaufschlag in dieses hier umgezogen. Und dann das Essen: englische Küche, so schlecht sie nur sein kann. Rosenkohl, so dick und hart, wie die Engländer ihn schätzen. Die Kartoffeln entweder verkocht oder steinhart. Das Gemüse, das nach Wasser, Wasser und nochmals Wasser schmeckt. An keinem Gericht ein Körnchen Salz oder Pfeffer —« Er legte eine eindrucksvolle Pause ein. »Das klingt ja gräßlich«, bemerkte ich.

»Ich will mich nicht beklagen«, sagte Poirot und jammerte weiter. »Und dann die sogenannte Modernisierung! Die Badezimmer und all die Wasserhähne, und was kommt aus ihnen heraus? Meistens lauwarmes Wasser, *man ami*. Und die Handtücher, so dünn und hart!« »Die alten Zeiten hatten schon etwas für sich«, meinte ich gedankenvoll. Ich erinnerte mich an die Dampfwolken, die aus dem Hahn des einzigen Badezimmers, das es früher auf *Styles* gegeben hatte, gezischt waren, einem jener Badezimmer, in denen eine riesige, mahagoniverkleidete Wanne in der Mitte des Raumes geprunkt hatte. Ich dachte auch an die riesigen Badetücher und an die funkelnden Messingkannen mit kochendheißem Wasser neben den altmodischen Waschschüsseln.

»Aber ich will mich nicht beklagen«, wiederholte Poirot. »Ich leide gern für einen guten Zweck.« Mir schoß ein Gedanke durch den Kopf.

»Sagen Sie, Poirot, Sie sind doch nicht etwa - äh - knapp dran? Ich weiß, daß der Krieg den Kapitalanlagen sehr geschadet hat« Poirot beruhigte mich sofort. »Nein, nein, mein Freund, mir fehlt es an nichts. Tatsächlich bin ich sogar vermögend. Es sind nicht wirtschaftliche Gründe, die mich hierherführen.«

»Dann ist es ja gut«, sagte ich und fuhr fort: »Ich glaube, ich kann Sie verstehen. Je älter man wird, um so mehr neigt man dazu, in die Vergangenheit zurückzukehren. Man versucht, alte Gefühle wieder wachzurufen. In gewisser Weise schmerzt es mich, hier zu sein, und gleichzeitig werden unzählige Gedanken und Empfindungen in mir wach, die ich längst vergessen hatte. Ich nehme an, es geht Ihnen ähnlich.«

»Nicht im geringsten. Ich habe ganz andere Empfindungen!« »Das waren schöne Zeiten«, sagte ich wehmütig. »Für Sie vielleicht, Hastings! Was mich betrifft, so war meine Ankunft in *Styles St. Mary* eine traurige und schmerzliche Angelegenheit. Ich

war ein Flüchtling, der verwundet und fern der Heimat auf das Wohlwollen fremder Menschen angewiesen war. Nein, schön war das bestimmt nicht. Ich wußte damals noch nicht, daß ich in England eine Heimat finden sollte und hier glücklich sein würde.« »Daran hatte ich nicht gedacht«, gab ich zu.

»Eben. Sie schreiben immer ändern die Empfindungen zu, die Sie selbst haben. Hastings war glücklich - also waren alle anderen auch glücklich.«

»Nein, nein«, protestierte ich lachend.

»Im übrigen stimmt das auch gar nicht«, fuhr Poirot fort. »Sie blicken zurück und sagen mit Tränen in den Augen: »Ach, die schönen Zeiten. Damals war ich noch jung!« Aber in Wirklichkeit, mein Freund, waren Sie nicht so glücklich, wie Sie glauben. Sie waren schwer verwundet und litten darunter, daß Sie für den aktiven Dienst untauglich geworden waren; Sie waren unbeschreiblich deprimiert durch Ihren Aufenthalt in einem Erholungsheim, und soweit ich mich erinnere, komplizierten Sie alles noch dadurch, daß Sie sich in zwei Frauen gleichzeitig verliebten.« Ich lachte und wurde rot.

»Was für ein gutes Gedächtnis Sie haben, Poirot!« »Ta-ta-ta - jetzt erinnere ich mich an die melancholischen Seufzer, unter denen Sie Albernheiten über zwei schöne Frauen von sich gaben.«

»Wissen Sie noch, was Sie zu mir sagten? Sie sagten: „Und keine von beiden interessiert sich für Sie! Aber *courage, mon ami!* Vielleicht ziehen wir zwei wieder einmal zusammen auf die Jagd, und dann - wer weiß?“ Ich brach ab. Tatsächlich hatte eine neue Verbrecherjagd Poirot und mich nach Frankreich geführt, wo ich der Frau meines Lebens begegnet war . . . Poirot legte mir freundlich die Hand auf den Arm. »Ich weiß, Hastings, ich weiß. Die Wunde ist noch frisch. Aber hören Sie auf zu grübeln. Schauen Sie nicht zurück, sondern nach vorn.« Mutlos wehrte ich ab. »Nach vorn? Was ist dort noch zu erwarten?« »*Eh bien, mein Freund, Arbeit.*« »Arbeit? Wo?« »Hier.«

Ich starnte ihn erstaunt an.

»Gerade eben«, sagte Poirot, »haben Sie mich nach dem Grund meines Hierseins gefragt. Es ist Ihnen vielleicht entgangen, daß ich Ihnen die Antwort schuldig geblieben bin. Ich will Ihre Frage jetzt beant-

worten. Ich bin hier, um einen Mörder zur Strecke zu bringen.« Ich sah ihn mit noch größerem Erstaunen an. Einen Moment lang zweifelte ich an seinem Verstand. »Ist das Ihr Ernst?« »Aber gewiß. Weshalb hätte ich Sie sonst so dringend hergebeten? Meine Gliedmaßen verweigern mir den Dienst, aber wie ich Ihnen sagte, ist mein Gehirn vollkommen intakt. Sie erinnern sich an meinen Grundsatz - hinsetzen und nachdenken. Dazu bin ich noch immer imstande - tatsächlich ist es das einzige, wozu ich noch imstande bin. Den aktiveren Teil der Unternehmung überlasse ich meinem trefflichen Hastings.«

»Ist das wirklich Ihr Ernst?« wiederholte ich verblüfft. »Aber gewiß. Sie und ich, Hastings, ziehen wieder auf die Jagd!« Ich brauchte einige Minuten, um zu begreifen, daß Poirot es tatsächlich ernst meinte. So phantastisch seine Erklärung auch klingen mochte, ich hatte keinen Grund, an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln.

»Endlich sind Sie überzeugt«, sagte er mit leisem Lächeln. »Zuerst haben Sie gedacht, ich hätte den Verstand verloren, nicht wahr?« »Nein, nein«, versicherte ich hastig. »Nur scheint mir der Ort so ungewöhnlich.« »Ach, wirklich?«

»Ich habe natürlich noch nicht alle Anwesenden gesehen -« »Wen haben Sie denn schon getroffen?«

»Nur die Luttrells und einen Mann namens Norton, anscheinend ein friedlicher Zeitgenosse, und dann Boyd Carrington - ich muß sagen, er hat mir außerordentlich gefallen.«

Poirot nickte. »Und wenn Sie die übrigen kennengelernt haben, Hastings, wird Ihnen meine Behauptung noch immer unglaublich erscheinen.«

»Wer ist sonst noch alles da?«

»Dr. Franklin und seine Frau; die Krankenschwester, die Mrs. Franklin pflegt, und Ihre Tochter Judith. Dann wohnt noch ein Mann namens Allerton hier, ein rechter Schwerenöter, und eine Miss Cole, eine Frau in den Dreißigern. Ich sage Ihnen, es sind alles sehr nette Leute.«

»Und einer von ihnen ist ein Mörder?« »Und einer von ihnen ist ein Mörder.« »Aber warum - wie - warum glauben Sie -«

In meinem Kopf wirbelten die Fragen durcheinander, und es fiel mir schwer, sie zu formulieren. »Beruhigen Sie sich, Hastings! Lassen Sie uns mit dem Anfang begin-

nen. Reichen Sie mir bitte den kleinen Kasten vom Schreibtisch herüber.  
*Bien.* Und jetzt den Schlüssel- so-«

Er schloß die Kassette auf und entnahm ihr ein Bündel Zeitungsausschnitte und mit Schreibmaschine beschriebene Blätter. »Sie können alles in Ruhe durchsehen, Hastings! Im Moment würde ich die Zeitungsausschnitte erst einmal beiseite lassen. Es sind nur Presseberichte über verschiedene tragische Ereignisse, zuweilen ungenau, manchmal ganz aufschlußreich. Um sich ein Bild von den Fällen zu machen, schlage ich vor, Sie lesen meine Zusammenfassung.« Gespannt begann ich zu lesen.

#### *Fall A: Etherington*

Leonard Etherington. Schlechte Gewohnheiten - nahm Drogen und trank. Absonderlicher, sadistischer Charakter. Junge, attraktive Frau. Verzweifelt, unglücklich. Etherington starb, dem Anschein nach Fleischvergiftung. Arzt hatte Zweifel. Autopsie ergab Arsenvergiftung. Im Haus Unkrautvertilgungsmittel entdeckt, allerdings schon vor langer Zeit gekauft. Mrs. Etherington wurde festgenommen und des Mordes beschuldigt. Sie war kurz zuvor mit einem jungen Mann im Staatsdienst befreundet gewesen, der wieder nach Indien zurückkehrte . Es gab keine Anhaltspunkte für ihre Untreue, aber offensichtlich hatten starke Sympathien zwischen den beiden bestanden. Der junge Mann hatte sich inzwischen mit einem Mädchen verlobt, das er auf der Überfahrt kennenlernte. Es gab gewisse Zweifel, ob Mrs. Etherington den Brief, der sie darüber in Kenntnis setzte, vor oder nach dem Tod ihres Mannes erhielt. Sie selbst behauptete, vorher. Gegen sie sprachen hauptsächlich Indizien, das Fehlen eines anderen Verdächtigen und der Umstand, daß ein Unfall sehr unwahrscheinlich war. Bei der Gerichtsverhandlung erregte sie starkes Mitgefühl. Man war empört darüber, wie schlecht ihr Mann sie behandelt hatte und was für ein gemeiner Kerl er gewesen war. Die Schlußerklärung des Richters fiel zu ihren Gunsten aus, und er betonte, daß das Urteil über jeden vernünftigen Zweifel erhaben sein müsse. Mrs. Etherington wurde freigesprochen. Allgemein hielt man sie jedoch für schuldig. Ihr weiteres Leben war sehr schwierig, weil sie von Freunden usw. gemieden wurde. Sie starb zwei Jahre nach der Gerichtsverhandlung an einer Überdosis Schlaftabletten. Die offizielle Untersuchung befand auf Tod durch Unfall.

### *Fall B: Miss Sharples*

Alte Jungfer. Krank. Schwierig, ständig von Schmerzen geplagt. Sie wurde von ihrer Nichte, Freda Clay, gepflegt. Miss Sharples starb an einer Überdosis Morphium, und Freda Clay gab ein Versehen zu. Sie hatte die Leiden ihrer Tante nicht mitansehen können und ihr zur Linderung der Schmerzen mehr Morphium gegeben. Die Polizei vermutete Vorsatz und nicht Fahrlässigkeit, aber sie hielt die Beweise für unzureichend, um darauf eine Anklage aufzubauen.

### *Fall C: Edward Riggs*

Landarbeiter. Verdächtigte seine Frau, ein Verhältnis mit ihrem Untermieter, Ben Craig, zu haben. Craig und Mrs. Riggs wurden erschossen aufgefunden. Die Kugeln stammten aus Riggs' Revolver. Riggs stellte sich selbst der Polizei und erklärte, er müsse die Tat wohl begangen haben, könne sich aber nicht mehr daran erinnern. Er habe eine Gedächtnislücke- Riggs wurde zum Tode verurteilt. Später wurde das Urteil in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt.

### *Fall D: Derek Bradley*

Hatte ein Verhältnis mit einem Mädchen. Als seine Frau dahinterkam, drohte sie, ihn umzubringen. Bradley starb an Zyankali in seinem Bier. Mrs. Bradley wurde verhaftet und des Mordes angeklagt. Im Kreuzverhör brach sie zusammen. Sie wurde schuldig gesprochen und gehängt.

### *Fall E: Matthew Litchfield*

Ältlicher Tyrann. Vier Töchter, die bei ihm lebten und keinerlei Vergnügen genießen oder Geld ausgeben durften. Als er eines Abends heimkehrte, wurde er vor dem Seiteneingang seines Hauses überfallen und durch einen Schlag auf den Kopf getötet. Später, nachdem die polizeilichen Ermittlungen abgeschlossen waren, erschien seine älteste Tochter Margaret auf dem Polizeirevier und bezichtigte sich des Mordes an ihrem Vater. Sie habe es getan, sagte sie, damit ihre jüngeren Schwestern ihr eigenes Leben führen könnten, bevor es zu spät sei. Litchfield hinterließ ein großes Vermögen. Margaret Litchfield wurde für geisteskrank erklärt und nach Broadmoor eingewiesen, wo sie kurz darauf starb.

Ich las die Notizen sorgfältig und mit wachsender Verwirrung durch. Schließlich legte ich den Bericht hin und sah Poirot fragend an. »Nun, mon ami?«

»Ich erinnere mich an den Fall Bradley«, sagte ich langsam, »ich habe damals darüber gelesen. Sie war eine sehr gutaussehende Frau.« Poirot nickte.

»Aber Sie müssen es mir näher erklären. Worum geht es eigentlich?«

»Erzählen Sie mir erst einmal, was Sie davon halten!« Ich war ziemlich ratlos und meinte: »Was Sie mir eben zu lesen gaben, war ein Bericht über fünf verschiedene Morde, die sich an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen Gesellschaftsklassen ereignet haben. Es scheint mir keine Ähnlichkeit zwischen den Fällen zu bestehen. Einmal war es ein Mord aus Eifersucht, einmal wollte eine unglückliche Frau ihren Mann loswerden, einmal war Geld das Motiv, einmal könnte man von einem uneigennützigen Mord sprechen, da der Täter sich der Strafe nicht entziehen wollte, und schließlich handelte es sich einfach um einen brutalen Mord, der vermutlich unter Alkoholeinfluß geschah.'« Ich hielt inne und fragte unsicher: »Haben diese Fälle etwa irgend etwas gemeinsam? Habe ich etwas übersehen?«

»Nein, nein, Ihre Zusammenfassung ist sehr genau. Der einzige Punkt, den Sie hätten erwähnen können, aber nicht erwähnt haben, ist die Tatsache, daß in keinem dieser Fälle ein echter Zweifel an der Schuld bestand.« »Ich verstehe nicht ganz.«

»Mrs. Etherington zum Beispiel wurde zwar freigesprochen, trotzdem war jeder davon überzeugt, daß sie die Tat begangen hatte. Freda Clay wurde zwar nicht öffentlich angeklagt, aber niemand glaubte an ihre Unschuld. Riggs sagte, daß er sich nicht daran erinnern könne, seine Frau und ihren Liebhaber umgebracht zu haben, doch ein anderer Täter kam nie in Frage. Margaret Litchfield hat gestanden. In jedem dieser Fälle, Hastings, gab es nur einen einzigen Verdächtigen.«

Ich runzelte die Stirn. »Ja, das stimmt- aber mir ist nicht klar, welchen Schluß Sie daraus ziehen.«

»Ah, sehen Sie, jetzt komme ich auf den Punkt zu sprechen, den Sie noch nicht kennen. Angenommen, Hastings, in all den Fällen, die ich aufgezählt habe, gibt es einen gemeinsamen Faktor?« »Was meinen Sie damit?«

»Ich möchte sehr vorsichtig sein mit dem, was ich sage«, erklärte Poirot zögernd. »Drücken wir es einmal so aus: Es gibt eine bestimmte Person - X. Allem Anschein nach hatte X in keinem der genannten Fällen ein Motiv, das Opfer umzubringen. Soweit ich herausbekom-

men konnte, war X in einem der Fälle sogar dreihundert Kilometer entfernt, als das Verbrechen geschah. Dennoch möchte ich Ihnen folgendes sagen: X war mit Etherington befreundet, X wohnte eine Zeitlang in demselben Dorf wie Riggs, X war ein Bekannter von Mrs. Bradley. Ich besitze einen Schnapschuß von X und Freda Clay, wie sie eine Straße entlanggehen, und als der alte Matthew Litchfield starb, hielt X sich in der Nähe des Hauses auf. Was sagen Sie dazu?« Ich starrte ihn entgeistert an. »Ja, das ist ein bißchen viel«, erwiderte ich langsam. »In zwei oder vielleicht in drei Fällen könnte man noch auf Zufall tippen, aber in fünf - das ist ein bißchen zuviel. Zwischen den unterschiedlichen Mordfällen muß es, so unwahrscheinlich es auch klingt, eine Verbindung geben.« »Sie nehmen also das gleiche an wie ich?« »Daß X der Mörder ist? Ja.« »Dann werden Sie mir auch noch einen Schritt weiter folgen, Hastings. Ich erkläre Ihnen: X hält sich in diesem Haus auf.« »Hier? Auf Styles?« »Auf Styles. Und was ist der logische Schluß daraus?« Ich wußte, was kommen würde, als ich sagte: »Los, verraten Sie es schon!« »Ein Mord wird in Kürze geschehen«, erklärte Poirot ernst. »Und zwar hier - *hier*.«

### 3

Ich sah Poirot einen Augenblick lang entsetzt an, bevor ich zu einer Reaktion fähig war.

»Nein, dazu wird es nicht kommen«, sagte ich. »Das werden Sie verhindern.«

Er warf mir einen liebevollen Blick zu. »Mein treuer Freund, ich weiß das Vertrauen zu schätzen, das Sie mir entgegenbringen. *Tout de même*, ich bin nicht sicher, ob es in diesem Fall gerechtfertigt ist.« »Unsinn! Natürlich können Sie es verhindern!«

»Überlegen Sie einen Augenblick, Hastings«, erwiderte Poirot ernst. »Einen Mörder kann man fassen, das schon. Aber wie verhindert man einen Mord?«

»Nun, man - man - ich meine - wenn man vorher weiß -« Ich schwieg ratlos, denn plötzlich erkannte ich die Schwierigkeiten. »Sehen Sie?« rief Poirot. »Das ist gar nicht so einfach! Tatsächlich gibt

es nur drei Methoden. Die erste besteht darin, das Opfer zu warnen, damit es auf der Hut ist. Diese Methode ist nicht immer erfolgreich, denn es ist manchmal unglaublich schwierig, Menschen davon zu überzeugen, daß sie in großer Gefahr schweben - besonders, wenn diese Gefahr von einer ihnen nahestehenden Person ausgeht. Sie reagieren mit Entrüstung und Unglauben. Die zweite Methode besteht darin, den Mörder zu warnen. Ihm ziemlich unverhüllt anzudeuten: »Ich weiß, was du vorhast. Wenn du stirbst, mein Freund, wirst du am Galgen hängen.“ Diese Methode führt zwar öfter zum Erfolg als die erste, ist aber auch nicht unfehlbar. Denn ein Mörder ist das eitelste Geschöpf auf der Welt. Ein Mörder ist immer klüger als alle anderen - niemand wird ihn oder sie je verdächtigen-, die Polizei wird völlig im dunkeln tappen und so weiter. Deshalb wird er oder sie - sich von seinen - ihren - Plänen nicht abbringen lassen, und es bleibt einem nur die Genugtuung, den Täter hinterher hängen zu sehen.« Er schwieg einen Moment und fuhr nachdenklich fort: »Ich habe schon zweimal einen Mörder gewarnt - einmal in Ägypten und einmal woanders. In beiden Fällen war der Mörder zur Tat entschlossen - es könnte hier genauso sein.«

»Sie haben noch eine dritte Methode erwähnt«, erinnerte ich ihn. »Ach ja! Aber diese erfordert allergrößte Geschicklichkeit. Man muß genau erraten, wann und wie der Mörder zuschlagen wird, und im psychologisch richtigen Moment eingreifen. Man muß den Mörder nicht gerade auf frischer Tat ertappen, aber doch bei der eindeutig erwiesenen Absicht zu morden. Das, mein Freund, ist eine äußerst diffizile und delikate Angelegenheit, und ich kann für den Erfolg dieser Methode nicht im geringsten garantieren. Ich mag zwar eitel sein, aber so eitel nun auch wieder nicht.« »Welche Methode wollen Sie in diesem Fall anwenden?« »Nach Möglichkeit alle drei. Die erste ist die schwierigste.« »Wieso? Ich hätte gedacht, sie sei die leichteste.« »Ja, wenn man weiß, wer das Opfer sein soll. Aber ist Ihnen noch nicht klargeworden, Hastings, daß ich in diesem Fall das Opfer nicht kenne?« »Was?«

Ich hatte meiner Überraschung unwillkürlich Luft gemacht. Doch dann begann mir die Problematik unserer Lage zu dämmern. Zwischen den einzelnen Verbrechen mußte es eine Verbindung geben, aber wir wußten nicht, welche. Das Motiv, das unbedingt notwendige Motiv, fehlte. Und ohne es zu kennen, konnten wir nicht herausbekommen, wessen Leben bedroht war.

Poirot nickte, als er an meinem Gesichtsausdruck merkte, daß mir die Schwierigkeit der Situation allmählich klar wurde. »Sie sehen, mein Freund, es ist gar nicht so einfach.« »Ja«, meinte ich, »das sehe ich. Sie haben bisher keine Verbindung zwischen den verschiedenen Fällen feststellen können?« Poirot schüttelte den Kopf. »Nichts.«

Ich überlegte. Damals bei den Abc-Morden hatte es sich dem Anschein nach um eine alphabetische Reihenfolge gehandelt, doch dann hatte sich herausgestellt, daß der Zusammenhang ganz anders war.

»Sind Sie sicher, daß nicht doch in irgendeiner Weise ein finanzielles Motiv dahintersteckt - etwa in der Art, wie Sie im Fall Evelyn Carlisle feststellten?« fragte ich.

»Nein, Sie können mir glauben, mein lieber Hastings, daß ich nach finanziellen Motiven immer zuerst suche.«

Das war zweifellos richtig. Poirot war, was Geld betraf, schon immer ein Zyniker gewesen.

Ich überlegte weiter. Vielleicht so etwas wie eine Vendetta? Das würde zu den Fakten schon eher passen. Aber auch hier schien jede Verbindung zu fehlen. Ich erinnerte mich, früher einmal von einer Reihe sinnloser Morde gelesen zu haben - des Rätsels Lösung war gewesen, daß die Opfer einer Jury angehört hatten und die Verbrechen von dem Mann begangen worden waren, den sie verurteilt hatten. Mir kam der Gedanke, daß es in diesem Fall ähnlich sein könnte. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich diesen Einfall für mich behielt. Es wäre ein stolzer Erfolg für mich gewesen, Poirot mit der fertigen Lösung zu überraschen.

»Und jetzt verraten Sie mir: Wer ist X?« fragte ich statt dessen. Zu meinem größten Ärger schüttelte Poirot entschieden den Kopf. »Das, mein Freund, werde ich nicht hin.« »Unsinn! Warum denn nicht?«

Poirot zwinkerte mir zu. »Weil Sie, *man eher*, noch immer derselbe alte Hastings sind. Ihr Mienenspiel verrät noch immer, was Sie denken. Und ich möchte nicht, daß Sie dasitzen und X mit offenem Mund anstarren, wobei Dir Gesichtsausdruck deutlich sagt: Der- der da- ist ein Mörder.« »Sie sollten mir schon zutrauen, daß ich mich notfalls ein wenig verstehen kann.«

»Wenn Sie versuchen, sich zu verstehen, wird es noch schlimmer. Nein, nein, *man ami*, Sie und ich, wir müssen ganz unauffällig arbeiten. Und dann schlagen wir plötzlich zu.«

»Sie alter Dickkopf«, sagte ich. »Ich hätte gute Lust, Ihnen-« Ich wurde von einem Klopfen an der Tür unterbrochen. Poirot rief: »Herein!«, und meine Tochter Judith betrat das Zimmer. Ich möchte Judith gern beschreiben, obwohl Beschreibungen noch nie meine Stärke gewesen sind.

Sie ist groß, sie trägt den Kopf hoch, sie hat gerade, dunkle Brauen und eine strenge, schöne Kinnpartie. Sie ist ernst und etwas spöttisch und hat für mein Gefühl immer etwas Tragisches an sich gehabt. Judith trat nicht auf mich zu, um mich zu küssen - sie ist nicht der Typ. Sie lächelte mich nur an und sagte: »Hallo, Vater!« Sie lächelte scheu und ein wenig verlegen, aber ich hatte trotz ihrer Zurückhaltung das Gefühl, daß sie sich über unser Wiedersehen freute.

»Na«, sagte ich, wobei ich mir wie so oft bei der Begegnung mit jungen Leuten etwas lächerlich vorkam. »Ich bin angekommen.« »Sehr gescheit von dir, mein Lieber«, erwiderte Judith. »Ich beschreibe ihm gerade das Essen hier«, sagte Poirot. »Ist es sehr schlecht?« fragte Judith.

»Du solltest es nicht nötig haben, diese Frage zu stellen, mein Kind. Denkst du denn an nichts anderes als an Reagenzgläser und Mikroskope? Dein Mittelfinger ist voll Methylenblau. Es ist nicht gut für deinen Mann, wenn du dich für seinen Magen nicht interessierst.« »Ich glaube nicht, daß ich je einen Mann haben werde.« »Sicher wirst du einen Mann haben. Wozu hat der *hon Dieu* dich sonst erschaffen?«

»Für so manches, hoffe ich«, antwortete Judith. »Vor allem für *le mariage*.« »Na gut«, sagte Judith. »Du suchst mir einen netten Mann, und ich werde mich gewissenhaft um seinen Magen kümmern.« »Sie macht sich über mich lustig«, seufzte Poirot. »Eines Tages wird sie einsehen, daß alte Männer weise sind.«

Es klopfte abermals an die Tür/ und Dr. Franklin trat ein. Er war ein großer, hagerer Mann von fünfunddreißig Jahren, mit einem energischen Kinn, rötlichem Haar und hellen blauen Augen. Ich habe nie jemanden gekannt, der so linkisch war wie er; ständig stieß er geistesabwesend gegen irgendwelche Gegenstände.

Er lief gegen den Wandschirm neben Poirots Stuhl und murmelte mit einer halben Kopfdrehung automatisch: »Verzeihung.« Ich wollte lachen, doch Judith blieb, wie ich bemerkte, vollkommen ernst. Vermutlich war sie an derartige Vorfälle gewöhnt. »Sie erinnern sich an meinen Vater?« fragte Judith.

Dr. Franklin fuhr nervös zusammen, hob die Brauen und sah mich an, streckte mir dann die Hand entgegen und sagte unbeholfen: »Natürlich, natürlich! Wie geht es Ihnen? Ich hörte, daß Sie kommen würden.« Er wandte sich Judith zu. »Was ich sagen wollte, glauben Sie, daß wir uns umziehen müssen? Sonst könnten wir nach dem Abendessen noch ein bißchen weiterarbeiten. Es wäre schön, wenn wir einige Präparate fertigmachen könnten —«

»Nein«, erwiderte Judith. »Ich möchte mich mit meinem Vater unterhalten.«

»O ja, natürlich.« Er lächelte plötzlich, jungenhaft und um Entschuldigung bittend. »Es tut mir leid - ich steigere mich manchmal so in eine Sache hinein. Es ist unverzeihlich - macht mich ganz egoistisch. Bitte, vergeben Sie mir!«

Die Uhr schlug, und Franklin schaute hastig auf. »Guter Gott, ist es schon so spät? Ich werde Ärger bekommen. Ich habe Barbara versprochen, ihr vor dem Essen vorzulesen.« Er lächelte uns zu und eilte hinaus, wobei er gegen den Türpfosten stieß.

»Wie geht es Mrs. Franklin?« fragte ich. »Wie immer, eher schlechter«, antwortete Judith. »Es ist ein trauriges Schicksal, so krank zu sein«, sagte ich. »Für einen Arzt ist es besonders schlimm«, meinte Judith. »Ärzte schätzen gesunde Menschen.« »Wie hart ihr jungen Leute seid!« rief ich aus. »Ich habe nur eine Tatsache festgestellt«, antwortete Judith kühl. »Trotzdem eilt der gute Doktor an ihr Bett, um ihr vorzulesen«, bemerkte Poirot.

»Sehr dumm von ihm«, sagte Judith. »Sie kann sich ohne weiteres von ihrer Pflegerin vorlesen lassen, wenn sie das möchte. Ich persönlich hasse den Gedanken, mir von jemand vorlesen zu lassen.« »Nun ja, die Geschmäcker sind verschieden«, warf ich ein. »Sie ist eine furchtbar dumme Frau«, meinte Judith. »In diesem Punkt, *man enfant*«, sagte Poirot, »stimme ich nicht mit dir überein.«

»Sie liest nur die billigsten Romane. Sie hat kein Interesse an seiner Arbeit. Sie hält sich nicht auf dem laufenden über das Tagesgeschehen. Mit jedem, der ihr zuhört, redet sie nur über ihre Gesundheit.«

»Trotzdem bin ich der Ansicht«, sagte Poirot, »daß sie ihre grauen Zellen in einer Weise benutzt, die dir, mein Kind, vollkommen fremd ist.«

»Sie ist sehr feminin«, meinte Judith. »Sie schnurrt und gurrt. Ich nehme an, daß solche Frauen nach deinem Geschmack sind, Onkel Hercule.«

»Ganz und gar nicht«, sagte ich. »Ihm gefallen große, üppige Russinnen.«

»So verraten Sie mich also, Hastings? Dein Vater, Judith, hatte immer eine Schwäche für kastanienbraunes Haar. Das hat ihn mehr als einmal in Schwierigkeiten gebracht.«

Judith lächelte nachsichtig. »Ihr seid vielleicht ein komisches Paar«, meinte sie.

Sie ging hinaus, und ich erhob mich.

»Ich muß auspacken, und vielleicht kann ich vor dem Abendessen noch ein Bad nehmen.«

Poirot drückte auf einen Klingelknopf, der in Reichweite seiner Hand angebracht war, und gleich darauf erschien sein Diener. Ich war überrascht, ein fremdes Gesicht zu sehen. »Nanu! Wo ist denn George?«

George hatte jahrelang in Poirots Diensten gestanden. »George ist zu seiner Familie zurückgekehrt. Sein Vater ist krank. Ich hoffe, daß er eines Tages wieder zu mir kommt. Inzwischen«, er lächelte dem neuen Diener zu, »kümmert sich Curtiss um mich.« Curtiss lächelte respektvoll zurück. Er war ein großer, grobschlächtiger Mann mit einem ziemlich dummen Gesicht. Während ich den Raum verließ, sah ich, daß Poirot die Kassette mit den Papieren wieder sorgfältig verschloß.

Den Kopf voller Gedanken, ging ich über den Korridor und trat in mein Zimmer.

## 4

Als ich an diesem Abend zum Essen hinunterging, hatte ich das Gefühl, als ob das Leben auf einmal unwirklich geworden sei. Beim Umziehen hatte ich mich gefragt, ob Poirot sich das Ganze vielleicht nur einbildete. Schließlich war mein alter Freund inzwischen tatsächlich ein alter Mann geworden, dessen Gesundheit sehr angegriffen war. Er selbst meinte zwar, daß sein Gehirn noch ebenso gut funktionierte wie immer - aber tat es das wirklich? Sein Leben lang hatte er sich mit der Aufklärung von Verbrechen befaßt. War es ganz undenkbar, daß er schließlich Verbrechen sah, wo es keine gab? Seine

erzwungene Untätigkeit mußte ihm schwer zugesetzt haben. Was lag näher als die Vermutung, daß er sich einfach eine neue Verbrecherjagd ausgedacht hatte? Wunschdenken - eine vollkommen verständliche Neurose. Er hatte sich eine Reihe von veröffentlichten Fällen ausgesucht und in sie etwas hineingelesen, was nicht darin war - eine schattenhafte Figur im Hintergrund, einen wahnsinnigen Massenmörder. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Mrs. Etherington tatsächlich ihren Mann umgebracht, der Arbeiter hatte seine Frau erschossen, die junge Frau hatte ihrer alten Tante eine Überdosis Morphium gegeben, die eifersüchtige Ehefrau hatte ihre Drohung wahrgemacht und ihren Mann beseitigt, und die verrückte alte Jungfer hatte tatsächlich den Mord begangen, dessen sie sich später bezichtigte. Alle diese Verbrechen waren genau das, was sie zu sein schienen.

Gegen diese Ansicht - sicherlich die vernünftigste - konnte ich nur meinen tiefverwurzelten Glauben an Poirots Scharfsinn ins Feld führen.

Poirot behauptete, daß ein Mord geplant sei. Zum zweitenmal sollte Styles der Schauplatz eines Verbrechens sein.

Die Zeit würde den Wahrheitsgehalt dieser Behauptung erweisen, doch wenn sie zutraf, war es unsere Pflicht, die Tat zu verhindern. Und Poirot kannte im Gegensatz zu mir die Identität des Mörders. Je mehr ich darüber nachdachte, um so zorniger wurde ich. Offen gesagt, das war wirklich gemein von Poirot! Er wollte einerseits meine Mitarbeit und weigerte sich andererseits, mich ins Vertrauen zu ziehen.

Warum eigentlich? Der Grund, den er anführte, war keinesfalls stichhaltig! Ich hatte seine albernen Scherze über mein »verräterisches Minenspiel« langsam satt. Ich konnte ein Geheimnis so gut wie jeder andere bewahren. Poirot hatte immer an der demütigenden Überzeugung festgehalten, daß ich ein durchsichtiger Charakter sei und alle Welt erkennen könne, was in mir vorgeht. Manchmal versucht er, mir die Pille zu versüßen, indem er diese Eigenschaft meinem schönen und aufrichtigen Charakter zuschreibt, dem jede Arglist fremd sei.

Natürlich, überlegte ich, wenn alles nur ein Werk von Poirots Einbildung war, ließ sich seine Zurückhaltung leicht erklären. Ich war noch zu keinem Ergebnis gekommen, als der Gong zum Abendessen rief, doch ich wollte die Augen offenhalten, um Poirots geheimnisvollen X zu entdecken. Vorläufig wollte ich jedes Wort von Poirot als biblische Wahrheit ak-

zeptieren. Unter diesem Dach hielt sich ein Mensch auf, der bereits fünf Morde begangen hatte und einen *sechsten plante*. *Wer war es?* Vor dem Essen wurde ich im Wohnzimmer mit Miss Cole und Major Allerton bekannt gemacht. Sie war eine großgewachsene, immer noch hübsche Frau von drei- oder vierunddreißig Jahren. Gegen Major Allerton hatte ich eine instinktive Abneigung. Er war ein gutaussehender Mann Anfang Vierzig mit breiten Schultern und gebräuntem Gesicht, dessen leichte Art zu plaudern mit Anspielungen durchsetzt war. Die Tränensäcke unter seinen Augen wiesen auf ein ausschweifendes Leben hin. Ich hatte ihn in Verdacht, daß er spielte, trank und vor allem ein Schürzenjäger war.

Wie ich bemerkte, mochte ihn der alte Colonel Luttrell auch nicht besonders, und Boyd Carrington legte ihm gegenüber ebenfalls eine recht kühle Haltung an den Tag. Die Damen schienen Allerton zu schätzen, Mrs. Luttrell kicherte entzückt, während er ihr lässig und ziemlich unverschämt Komplimente machte. Es kränkte mich zu sehen, daß selbst Judith sich in seiner Gesellschaft wohlzufühlen schien und mehr als sonst aus sich herausging. Warum die nettesten Frauen immer auf die übelste Sorte von Männern fliegen, ist ein Rätsel, das noch niemand gelöst hat. Ich spürte instinkтив, daß Allerton ein Lump war - und neun von zehn Männern hätten mir sofort zugestimmt. Wohingegen von zehn Frauen neun oder gar alle zehn augenblicklich auf ihn hereingefallen wären.

Als wir bei Tisch saßen und uns Teller mit einer klebrigen weißen Flüssigkeit serviert wurden, ließ ich meine Augen in die Runde schweifen und wog die Möglichkeiten ab.

Wenn Poirot recht hatte und die Klarheit seiner Gedanken nicht gelitten hatte, war eine dieser Personen ein gefährlicher Mörder - und wahrscheinlich auch ein Wahnsinniger.

Poirot hatte es zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber ich nahm an, daß X ein Mann war. Welcher dieser Männer mochte es sein? Gewiß nicht der alte Colonel Luttrell mit seiner offensichtlichen Unentschlossenheit und Nachgiebigkeit. Etwa Norton, der Mann, den ich mit einem Fernglas in der Hand aus dem Haus hatte stürzen sehen? Das war unwahrscheinlich. Er schien ein netter Kerl zu sein, eher untüchtig und wenig energisch. Natürlich, sagte ich mir, hatte es viele Mörder gegeben, die kleine, unscheinbare Menschen gewesen waren und sich gerade deswegen durch Verbrechen bestätigen mußten. Sie litten darunter, daß sie übergangen und ignoriert wurden. Norton könnte ein Mörder dieses Typs sein. Dagegen sprach seine Liebe zu Vögeln. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß die Liebe

zur Natur ein untrügliches Zeichen für einen guten Charakter ist. Boyd Carrington? Ausgeschlossen! Ein Mann, dessen Name in der ganzen Welt bekannt war. Ein guter Sportsmann, ein Staatsbeamter, ein Mann, der überall geschätzt und geachtet wurde. Franklin schloß ich ebenfalls aus. Ich wußte, wieviel Respekt und Bewunderung ihm Judith entgegenbrachte.

Und schließlich Major Allerton. Ich beobachtete ihn abschätzend. Einer der übelsten Burschen, denen ich je begegnet bin! Einer von der Sorte, die ihre eigene Mutter verkaufen würden. Und alles überdeckt mit einer Lackschicht aus oberflächlichem Charme. Er führte gerade das Wort und gab eine Geschichte zum besten, bei der er schlecht wegkam und die Kläglichkeit seiner Selbstdarstellung alle zum Lachen brachte.

Wenn Allerton X war, so sagte ich mir, dann hatte er seine Verbrechen in irgendeiner Weise aus Gewinnsucht begangen. Poirot hatte allerdings nicht ausdrücklich gesagt, daß X ein Mann sein müsse. Ich schloß Miss Cole in meine Überlegungen ein. Ihre Bewegungen waren ruhelos und fahrig - anscheinend litt sie unter Nervosität. Ihr hübsches Gesicht hatte einen gequälten Zug, aber im großen und ganzen wirkte sie normal. Sie, Mrs. Luttrell und Judith waren die einzigen Frauen am Tisch. Mrs. Franklin nahm ihr Essen oben auf dem Zimmer ein, und ihre Pflegerin, die sie dabei bediente, aß nach uns.

Nach dem Essen stand ich im Wohnzimmer an der Terrassentür, schaute in den Garten und dachte an die Zeit zurück, als ich Cynthia Murdoch, ein junges Mädchen mit kastanienbraunem Haar, über den Rasen hatte laufen sehen. Wie reizend sie in ihrer weißen Schwesternuniform ausgeschaut hatte. . .

Ich fuhr aus meinen Gedanken auf, als Judith ihren Arm unter meinen schob und mich hinaus auf die Terrasse zog. »Was ist los?« fragte sie unvermittelt. Ich war bestürzt. »Los? Was soll denn los sein?« »Du warst den ganzen Abend so komisch. Warum hast du beim Essen jeden so angestarrt?«

Ich war verärgert. Ich hatte keine Ahnung gehabt, daß ich meinen Gedanken so deutlich Ausdruck gegeben hatte. »Hab' ich das? Ich habe wohl an die Vergangenheit gedacht und vielleicht Gespenster gesehen.« »Ach ja, natürlich, du warst ja als junger Mann hier. Wurde damals nicht eine alte Frau ermordet oder so etwas?« »Sie wurde mit Strychnin vergiftet.«

»Wie war sie? Nett oder ekelhaft?« Ich dachte nach.  
»Sie war eine sehr nette Frau«, antwortete ich langsam. »Freigebig. Sie gab viel für wohltätige Zwecke.«  
»Ach, *die* Art von Freigebigkeit.« Judiths Stimme klang ein wenig zornig. Dann stellte sie eine seltsame Frage: »Waren die Leute hier glücklich?« Nein, sie waren nicht glücklich gewesen. Das zumindest wußte ich.  
»Nein«, erwiederte ich. »Und warum nicht?«  
»Weil sie sich wie in einem Gefängnis vorkamen. Das ganze Geld gehörte nämlich Mrs. Inglethorp und sie war diejenige, die es austeilte. Ihre Stiefkinder konnten kein eigenes Leben führen.« Ich hörte, wie Judith heftig einatmete. Ihre Hand schloß sich fester um meinen Arm.  
»Das ist gemein, ganz gemein! Mißbrauch von Macht! Das sollte verboten sein. Alte und kranke Leute sollten nicht die Macht haben, das Leben der Jungen und Starken zu behindern und sie zu unterdrücken, so daß ihre Kräfte und Energien verschwendet werden, die nutzbringend eingesetzt werden könnten die *gebraucht* werden. Das ist purer Egoismus.«  
»Darauf«, versetzte ich trocken, »haben die Alten kein Monopol.« »Oh, ich weiß, Vater, du hältst die Jungen für selbstsüchtig. Vielleicht sind wir es auch, aber unsere Selbstsucht ist von sauberer Art. Wir wollen wenigstens nur das tun, was wir selbst wollen, wir wollen nicht, daß alle ändern das tun, was wir wollen, wir wollen andere Menschen nicht versklaven.«  
»Nein, ihr trampelt sie nur nieder, wenn sie euch zufällig im Weg stehen.« Judith drückte meinen Arm. »Sei nicht so verbittert! Mir liegt es wirklich nicht, jemand niederzutrampern - und du hast auch nie versucht, uns unser Leben vorzuschreiben. Wir sind dir dafür sehr dankbar.« »Ich furchte«, erklärte ich freimütig, »daß ich es gern getan hätte. Aber eure Mutter hat darauf bestanden, daß ihr das Recht auf eure eigenen Fehler habt.«  
Wieder drückte Judith meinen Arm. »Ich weiß. Du hättest uns am liebsten wie eine Glucke umsorgt. Ich hasse das! Ich kann es einfach nicht ertragen! Aber du bist doch auch der Meinung, daß nützliches Leben manchmal unnützem Leben geopfert wird, nicht wahr?« »Das kommt vor«, gab ich zu. »Aber deshalb muß man nicht gleich zu drastischen Mitteln greifen... Weißt du, es steht jedem frei, fortzu-

gehen.«

»Wirklich? Stimmt das wirklich?«

Ihr Tonfall war so heftig, daß ich sie erstaunt ansah. Es war zu dunkel, um ihr Gesicht deutlich erkennen zu können.

»Es ist so schwierig«, fuhr sie mit leiser und besorgter Stimme fort, »es gibt so vieles, woran man denken muß - finanzielle Überlegungen, Verantwortungsgefühl, Rücksicht auf die Empfindungen derer, die man einmal gemocht hat - all diese Dinge, und manche Leute sind so skrupellos - sie nutzen diese Gefühle einfach aus. Manche Menschen - manche Menschen sind wie *Blutegel!*!«

»Meine liebe Judith«, rief ich aus, erschreckt durch die Wut in ihrer Stimme.

Sie schien zu merken, daß sie sich zu sehr, hineingesteigert hatte, denn sie lachte und zog ihren Arm aus meinem. »Hab' ich mich sehr erregt? Bei diesem Thema kann ich nicht ruhig bleiben. Weißt du, mir ist ein Fall begegnet. . . Ein alter Tyrann. Und als eine kam, die mutig genug war, den Knoten zu zerschlagen und denen, die sie liebte, die Freiheit zu verschaffen, wurde sie für verrückt erklärt. Verrückt? Es war das normalste, was man tun konnte und zugleich das mutigste!«

Ein ungutes Gefühl stieg in mir hoch. Wo hatte ich vor kurzem etwas Ähnliches gehört?

»Judith«, sagte ich schroff. »Von welchem Fall sprichst du?« »Ach, niemand, den du kennst. Es sind Freunde der Franklins. Ein alter Mann namens Litchfield. Er war reich, aber seine Töchter hat er fast verhungern lassen - die Armen durften nie ausgehen oder sich mit jemand treffen. Er war wirklich verrückt, wenn auch nicht im medizinischen Sinn.«

»Und die älteste Tochter hat ihn umgebracht«, bemerkte ich. »Ach, du hast davon gelesen? Wahrscheinlich würdest du es als Mord bezeichnen - aber es geschah nicht aus eigennützigen Motiven. Margaret Litchfield ging zur Polizei und stellte sich. Ich finde, sie war sehr tapfer. Ich hätte nicht den Mut gehabt.«

»Den Mut, dich zu stellen, oder den Mut, einen Mord zu begehen?«  
»Beides.«

»Ich bin froh, das zu hören«, sagte ich ernst, »und ich möchte nicht, daß du von Mord so sprichst, als ob er in gewissen Fällen gerechtfertigt sei.« Ich schwieg und fragte dann: »Was hat Dr. Franklin dazu gemeint?«

»Er fand, daß ihm recht geschehen ist«, antwortete Judith. »Weißt du, Vater, es gibt Leute, die wollen förmlich umgebracht werden.«

»So darfst du nicht reden, Judith! Wer hat dir solche Ideen in den Kopf gesetzt?« »Niemand.«

»Dann darf ich dir sagen, daß das gefährlicher Unsinn ist!« »Na gut. Lassen wir das Thema.« Sie schwieg. »Eigentlich bin ich gekommen, um dir eine Nachricht von Mrs. Franklin zu bringen. Sie möchte dich gern sehen, falls es dir nichts ausmacht, zu ihr hinaufzugehen.«

»Mit Vergnügen. Es tut mir leid, daß sie zu krank war, um am Essen teilzunehmen.«

»Dir fehlt nichts«, meinte Judith gefühllos. »Sie macht nur gern Theater.« Die Jungen haben kein Mitgefühl.

## 5

Mrs. Franklin war eine Frau um die Dreißig und kam in ihrem Aussehen dem nahe, was ich als Madonnentyp bezeichnen würde: große braune Augen, das Haar in der Mitte gescheitelt und ein santes, ovales Gesicht. Sie war sehr schlank, und ihre Haut besaß eine durchsichtige Blässe. Sie lag, von Kissen gestützt, auf einem Sofa und trug ein hauchzartes Neglige in Weiß und Hellblau.

Franklin und Boyd Carrington tranken bei ihr Kaffee. Mrs. Franklin streckte mir die Hand entgegen und lächelte.

»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Captain Hastings. Vor allem für Judith. Das Kind hat wirklich zu schwer gearbeitet.« »Dafür sieht sie aber recht wohl aus«, antwortete ich, während ich ihre zerbrechliche kleine Hand nahm.

Barbara Franklin seufzte. »Ja, sie hat es gut. Wie ich sie beneide! Ich glaube nicht, daß sie sich vorstellen kann, was es bedeutet, krank zu sein. Was meinen Sie dazu, Schwester? Ach, darf ich bekannt machen? Das ist Schwester Gaven, die so schrecklich gut zu mir ist. Ich weiß nicht, was ich ohne sie anfangen würde. Sie pflegt mich wie ein Baby.« Schwester Craven war eine große, gutaussehende junge Frau mit feinem Teint und hübschem kastanienbraunen Haar. Mir fielen ihre Hände auf, die langgliedrig und weiß waren und sich von den robusten Händen so vieler Krankenhausschwestern sehr unterschieden. Sie war eher ein schweigsames Mädchen, das manchmal nicht antwortete. Auch jetzt neigte sie nur den Kopf.

»Alles was recht ist«, fuhr Mrs. Franklin fort, »John hat Ihrer armen Tochter viel zuviel Arbeit zugemutet. Er ist ein richtiger Sklaventreiber. Ein Sklaventreiber bist du, nicht wahr, John?« Ihr Mann stand am Fenster und blickte hinaus. Er pfiff vor sich hin und klingelte mit dem Wechselgeld in seiner Tasche. Die Frage seiner Frau ließ ihn zusammenfahren. »Was ist, Barbara?«

»Ich sagte, daß du die arme Judith Hastings schamlos ausbeutest. Aber jetzt ist Captain Hastings hier, und er und ich werden uns zusammentun und dafür sorgen, daß sich das ändert.« Dr. Franklin hatte wenig Sinn für Neckereien. Er drehte sich mit besorgtem Gesicht zu Judith um und murmelte: »Sie müssen mir sagen, wenn ich es übertreibe.«

»Sie macht nur Spaß«, sagte Judith. »Aber da wir gerade von Arbeit reden - ich wollte Sie nach dem Färbemittel für das zweite Präparat fragen, wissen Sie, das, welches-«

Er fiel ihr eifrig ins Wort. »Ja, ja! Hören Sie, wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann lassen Sie uns ins Labor hinübergehen. Ich möchte ganz sicher sein, daß -«

Angeregt diskutierend verließen sie den Raum. Barbara Franklin lehnte sich in ihre Kissen zurück. Sie seufzte. Schwester Craven sagte plötzlich ziemlich unfreundlich: »Ich glaube, der Sklaventreiber ist eher Miss Hastings.«

Mrs. Franklin seufzte wieder. »Ich fühle mich so unzulänglich«, murmelte sie. »Ich weiß, daß ich mich für Johns Arbeit mehr interessieren sollte, aber ich kann es einfach nicht. Vielleicht stimmt etwas nicht mit mir, aber - «

»Unsinn, Babs«, wurde sie von Boyd Carrington unterbrochen, der am Kamin lehnte. »Du bist völlig in Ordnung. Mach dir keine Gedanken!«

»O Bill, mein Lieber, ich mach' mir aber Gedanken! Ich bin so unzufrieden mit mir. Ich kann nichts dafür - mir kommt das alles so schmutzig vor. Die Meerschweinchen und die Ratten und das alles. Brrr!« Sie schüttelte sich.

»Ich weiß, das ist dumm, aber so bin ich nun einmal. Schon der Gedanke daran macht mich ganz krank. Ich möchte nur die schönen Dinge sehen - Vögel und Blumen und spielende Kinder. *Du kennst mich, Bill!*«

Er trat an ihr Lager und nahm ihre Hand, die sie ihm bittend entgegenstreckte. Als er auf sie hinunterblickte, veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts es wurde sanft wie das einer Frau. Die Veränderung beeindruckte mich, denn Boyd Carrington war ein ausge-

sprachen männlicher Typ.

»Du bist noch die gleiche wie mit siebzehn, Babs«, sagte er. »Erinnerst du dich noch an dein Gartenhaus und an das Vogelbad und die Kokosnüsse?« Er wandte sich zu mir um. »Barbara und ich sind alte Spielkameraden«, erklärte er. »Spielkameraden!« protestierte sie.

»Oh, ich leugne gar nicht, daß du über fünfzehn Jahre jünger bist als ich. Aber ich habe als junger Mann mit dir gespielt, als du noch ein Dreikäsehoch warst. Ich habe dich huckepack getragen, meine Liebe. Und als ich später wieder zurückkam, war aus dir eine schöne junge Dame geworden, die gerade dabei war, in die Welt hinauszutreten -und ich trug mein Teil dazu bei, indem ich dich auf die Golfplätze mitnahm und dir Golf beibrachte. Erinnerst du dich?« »O Bill, glaubst du, das könnte ich je vergessen?« Zu mir gewandt, fuhr sie fort: »Meine Familie lebte in dieser Gegend. Und Bill hielt sich oft auf *Knatton* bei seinem alten Onkel, Sir Everard, auf.«

»Ein richtiges Mausoleum war das - und ist es noch«, sagte Boyd Carrington. »Manchmal gebe ich fast die Hoffnung auf, es wohnlich machen zu können.«

»O Bill, es läßt sich doch herrlich einrichten!«

»Mir fehlt einfach die Phantasie, Babs. Bäder und einige gemütliche Sessel - das ist alles, was mir einfällt. Ich brauche die Hilfe einer Frau.«

»Ich hab' dir schon gesagt, daß ich dir helfen will. Ich meine es ernst.« Sir William schaute zweifelnd zu Schwester Craven hinüber. »Wenn du dich stark genug fühlst, könnte ich mit dir hinfahren. Was meinen Sie, Schwester?«

»O ja, Sir William, ich glaube, das würde Mrs. Franklin gut tun - sie darf sich nur nicht überanstrengen.« -

»Also abgemacht«, sagte Boyd Carrington. »Und jetzt schlaf schön, damit du zu Kräften kommst!«

Wir wünschten Mrs. Franklin gute Nacht und gingen gemeinsam hinaus. »Sie haben keine Ahnung«, sagte Boyd Carrington auf dem Weg nach unten verdrießlich, »was für ein liebliches Geschöpf sie mit siebzehn war. Ich war auf Heimatsurlaub von Burma - meine Frau ist dort gestorben, wissen Sie. Ich sag' Ihnen, ich war ganz hingerissen von ihr. Drei oder vier Jahre später heiratete sie Franklin. Ich halte die Ehe nicht für glücklich. Meiner Ansicht nach ist das die Ursache ihrer Krankheit. Er versteht sie nicht und weiß nicht, was er an ihr hat. Und

sie ist sehr sensibel. Ich glaube, daß ihre Kränklichkeit hauptsächlich nervlich bedingt ist. Man muß ihr Abwechslung bieten und Unterhaltung, dann ist sie gleich ein ganz anderer Mensch! Aber dieser sture Knochenflicker interessiert sich nur für Reagenzgläser und westafrikanische Eingeborene.« Er schnaubte ärgerlich. Ich fand, daß an dem, was er gesagt hatte, etwas dran war. Es überraschte mich, daß Boyd Carrington an Mrs. Franklin Gefallen fand, die letzten Endes ein kranker Mensch war, wenn sie auch eine gewisse zerbrechliche Schönheit besaß. Boyd Carrington selbst strotzte vor Kraft und Vitalität, so daß ich eher gedacht hätte, er würde dieser Art von neurotischer Krankheit nur mit Ungeduld begegnen. Barbara Franklin mußte als junges Mädchen recht hübsch gewesen sein, und bei Männern des idealistischen Typs, zu denen ich Boyd Carrington rechnete, bleiben frühe Eindrücke lange haften. Unten stürzte sich Mrs. Luttrell auf uns und schlug eine Partie Bridge vor. Ich entschuldigte mich damit, daß ich Poirot Gesellschaft leisten wollte.

Ich traf meinen Freund im Bett an. Curtiss räumte im Zimmer auf, ging aber gleich darauf hinaus und schloß hinter sich die Tür. »Zum Teufel mit Ihnen, Poirot!« sagte ich. »Sie mit Ihrer verdammten Geheimnistuerei! Ich hab' den ganzen Abend nichts anderes getan, als X zu suchen.«

»Das hat Sie sicher etwas *distrait* gemacht«, bemerkte mein Freund. »Ist Ihre Geistesabwesenheit niemand aufgefallen, hat Sie niemand gefragt, was mit Ihnen los ist?«

Ich dachte an Judiths Frage und errötete. Ich glaube, Poirot entging mein Unbehagen nicht. Seine Lippen verzogen sich zu einem kleinen maliziösen Lächeln. Er meinte jedoch nur: »Und zu welchem Schluß sind Sie gekommen?«

»Würden Sie es mir sagen, wenn ich richtig getippt habe?« »Natürlich nicht.«

Ich sah ihn aufmerksam an. »Ich hatte an Norton gedacht-« Poirot verzog keine Miene.

»Nicht, daß ich irgendwelche Anhaltspunkte hätte. Ich dachte an ihn nur, weil die ändern noch weniger in Frage kommen. Und außerdem ist er nun ja-unauffällig. Ich gehe davon aus, daß der Typ Mörder, den wir suchen, zur unauffälligen Sorte gehört.« »Das stimmt. Aber es gibt mehr Arten, unauffällig zu sein, als Sie glauben.«

»Wie meinen Sie das?« »Nehmen wir den hypothetischen Fall an, daß einige Wochen vor

dem Mord ein unheimlicher Fremder ohne ersichtlichen Grund auf der Szene erscheint das würde doch auffallen. Wäre es nicht besser, der Fremde trate als Durchschnittsperson auf, die irgendeinem harmlosen Sport wie Fischen nachgeht?« »Oder der Beobachtung von Vögeln«, stimmte ich zu. »Aber das habe ich doch gerade gesagt.«

»Andrerseits«, fuhr Poirot fort, »könnte es auch von Vorteil sein, wenn der Mörder eine auffällige Persönlichkeit wäre - beispielsweise der Metzger. Dies hätte für sich, daß niemand sich über Blutflecken an seiner Kleidung aufregen würde.«

»Das ist doch lächerlich. Die Leute würden es sofort wissen, wenn sich der Metzger mit dem Bäcker gestritten hätte!« »Nicht, wenn der Metzger nur deshalb Metzger geworden wäre, um eine Chance zu haben, den Bäcker zu ermorden. Man muß immer einen Schritt zurückdenken, mein Freund.«

Ich sah ihn forschend an, um herauszubekommen, ob in seinen Worten ein versteckter Hinweis lag. Wenn sie einen konkreten Sinn hatten, konnten sie sich nur auf Colonel Luttrell beziehen. Hatte er ein Gästehaus eröffnet, um sich die Gelegenheit zu verschaffen, einen seiner Gäste zu ermorden?

Poirot schüttelte freundlich den Kopf. »Von meinem Gesicht werden Sie die Antwort nicht ablesen«, sagte er.

»Sie können einen wirklich verrückt machen, Poirot«, seufzte ich. »Jedenfalls ist Norton nicht der einzige, den ich verdächtige. Was ist mit diesem Allerton?«

»Sie mögen ihn nicht?« fragte Poirot mit unbewegter Miene. »Nein, gar nicht. Sie etwa?«

»Nein. Aber die Frauen fliegen auf ihn«, sagte Poirot zögernd. »Wie können Frauen nur so dumm sein!« rief ich aus. »Was finden sie bloß an so einem Kerl?«

»Wer weiß? Aber es ist immer das gleiche. Ein *mauvais sujet* - zieht die Frauen an.« »Aber weshalb?«

Poirot zuckte die Schultern. »Vielleicht finden sie etwas an ihm, das wir nicht sehen können.« »Aber was denn?«

»Vielleicht zieht sie die Gefahr an ... Jeder braucht in seinem Leben ein Quäntchen Gefahr, mein Freund. Manche holen es sich aus zweiter Hand - zum Beispiel bei Stierkämpfen. Einige holen es sich aus Büchern, andere aus Filmen. Doch das eine ist gewiß - zuviel Sicherheit ist der menschlichen Natur zuwider. Männer haben viele Mög-

lichkeiten, sich Gefahren auszusetzen - Frauen müssen sich hauptsächlich auf Liebesabenteuer beschränken, wenn sie Gefahr suchen. Deshalb freuen sie sich, wenn ihnen der geschmeidige Gang und die eingezogenen Krallen den Tiger verraten. Der brave Kerl, der einen guten Ehemann abgeben würde - an ihm gehen sie vorbei.« Einige Minuten lang hing ich düsteren Gedanken über dieses Thema nach. Dann nahm ich den früheren Faden wieder auf. »Wissen Sie, Poirot«, sagte ich, »es wird mir ein leichtes sein, herauszufinden, wer X ist. Ich brauche nur herumzuhorchen und festzustellen, wer mit all diesen Leuten bekannt war. Ich meine, mit denen aus Ihren fünf Fällen.«

Ich stieß dies triumphierend hervor, doch Poirot sah mich nur gering-schätzigen an.

»Ich habe Sie nicht hergebeten, Hastings, um zuzusehen, wie Sie tölpelhaft und mühsam den Weg entlangstolpern, den ich bereits gegangen bin. Und lassen Sie sich gesagt sein, daß es nicht ganz so einfach ist, wie Sie denken. Vier der Fälle haben sich in der hiesigen Grafschaft ereignet. Die Leute, die sich unter diesem Dach versammelt haben, sind keine Fremden, die hier zufällig zusammengetroffen sind. Styles ist kein Hotel im üblichen Sinne. Die Luttrells stammen aus dieser Gegend; es ging ihnen schlecht, und sie haben dieses Gut gekauft und damit ihr Glück versucht. Die Gäste, die herkommen, sind ihre Freunde oder auf Empfehlung von Freunden hier. Sir William hat die Franklins eingeladen. Diese wiederum haben Norton und, wie ich glaube, auch Miss Cole überredet, herzukommen - und so weiter. Damit ist also eine große Wahrscheinlichkeit gegeben, daß eine Person, die mit einem der Anwesenden bekannt ist, mit allen bekannt ist. X kann sich auch dort versuchen, wo alle Bescheid wissen. Nehmen wir den Fall des Arbeiters Riggs. Das Dorf, in dem sich die Tragödie abspielte, liegt nicht weit entfernt von dem Haus von Boyd Carringtons Onkel. Mrs. Franklins Familie hat ebenfalls ganz in der Nähe gewohnt. Das Gasthaus im Dorf beherbergt häufig Touristen. Freunde von Mrs. Franklins Familie pflegten dort abzusteigen. Franklin hat selbst dort gewohnt. Auch Norton und Miss Cole können dort übernachtet haben und taten es wahrscheinlich auch. Nein, nein, mein Freund, ich bitte Sie: Lassen Sie diese ungeschickten Versuche, hinter ein Geheimnis zu kommen, das ich Ihnen nicht enthüllen will.«

»Das ist doch völlig verrückt! Als ob ich ein Geheimnis nicht bewahren könnte! Weiß Gott, Poirot, ich habe es satt, mir dauernd diese Scherze über mein verräterisches Mienenspiel anzuhören. Ich finde

sie gar nicht komisch.«

»Sind Sie sicher, daß das der einzige Grund ist?« fragte Poirot ruhig.  
»Können Sie sich nicht vorstellen, mein Freund, daß so ein Wissen gefährlich ist? Begreifen Sie nicht, daß ich um Ihre Sicherheit besorgt bin?« Ich starnte ihn mit offenem Mund an. Bis zu diesem Augenblick hatte ich so eine Möglichkeit nicht ein einziges Mal in Erwägung gezogen. Aber Poirot hatte natürlich recht. Wenn ein gerissener Mörder, der bereits mit fünf Verbrechen davongekommen war und sich für unverdächtig hielt, merkte, daß ihm jemand auf der Spur war, dann wurde es für seine Verfolger tatsächlich gefährlich. »Aber da - da sind Sie ja selbst in Gefahr, Poirot!« Poirot holte, soweit ihm sein verkrüppelter Zustand das gestattete, zu einer großen wegwerfenden Geste aus.

»Daran bin ich gewöhnt; ich kann mich selbst schützen. Und habe ich nicht einen treuen Freund hier, der auch auf mich aufpaßt? Meinen guten, zuverlässigen Hastings!«

## 6

Poirot legte sich gewöhnliche früh schlafen und stand früh auf. Ich verließ ihn deshalb bald und ging noch einmal hinunter. Vorher wechselte ich noch ein paar Worte mit dem Diener Curtiss. Er schien mir ein phlegmatischer Mensch zu sein, der nur langsam begriff, ansonsten aber zuverlässig und vertrauenswürdig war. Seit Poirots Rückkehr aus Ägypten stand er in seinen Diensten. Die Gesundheit seines Herrn sei recht zufriedenstellend, berichtete er mir, allerdings sei sein Herz in den letzten Monaten sehr schwach geworden, und er habe zuweilen besorgniserregende Herzanfälle. Der Motor wurde eben immer schlechter.

Nun ja, es war ein gutes Leben gewesen. Trotzdem erschütterte es mich zu beobachten, wie mein alter Freund tapfer Schritt für Schritt seinem letzten Stündchen entgegenging. Und selbst jetzt, in seinem verkrüppelten und geschwächten Zustand, trieb sein unbezähmbarer Wille ihn noch an, die Kunst auszuüben, in der er ein solcher Meister war.

Betrübt ging ich hinunter. Ich konnte mir ein Leben ohne Poirot kaum vorstellen... Im Wohnzimmer hatte man gerade einen Rubber beendet, und ich

wurde aufgefordert, einzuspringen. Ich willigte ein, weil ich mir von dem Spiel Ablenkung erhoffte. Boyd Carrington war der Spieler, der ausschied, und ich setzte mich zu Norton und Colonel Luttrell und seiner Frau.

»Was meinen Sie, Mr. Norton«, sagte Mrs. Luttrell. »Wollen wir zwei gegen die beiden ändern spielen? Unser Zusammenspiel eben war sehr erfolgreich.«

Norton lächelte geschmeichelt, murmelte jedoch: »Man sollte vielleicht einmal wechseln, oder?«

Mrs. Luttrell willigte ein, allerdings ziemlich verärgert, wie mir schien. Norton und ich spielten gegen die Luttrells. Ich beobachtete, daß Mrs. Luttrell darüber tatsächlich wütend war. Sie biß sich auf die Lippen, und ihre charmante Art und der irische Akzent waren ganz vergessen.

Ich fand bald den Grund heraus. Ich hatte später noch öfter Gelegenheit, mit Colonel Luttrell zu spielen, wobei ich feststellte, daß er gar nicht so schlecht war. Man könnte ihn als einen mittelmäßigen Spieler bezeichnen, der zur Vergeßlichkeit neigte. Dank dieser Vergeßlichkeit machte er dann und wann einen richtig dicken Fehler. Doch beim Zusammenspiel mit seiner Frau unterlief ihm ein Fehler nach dem ändern. Sie machte ihn offensichtlich nervös, und er spielte dreimal so schlecht wie sonst. Mrs. Luttrell dagegen war eine ausgezeichnete Spielerin, allerdings keine angenehme Partnerin. Sie nutzte jeden erdenklichen Vorteil aus, ignorierte die Regeln, wenn ihr Gegner nicht achtgab, und pochte energisch auf sie, wenn es für sie günstig war. Außerdem war sie äußerst geschickt darin, mit raschen Seitenblicken in fremde Karten zu sehen. Mit anderen Worten, sie spielte, um zu gewinnen.

Und ich begriff jetzt auch, was Poirot mit seiner Bemerkung gemeint hatte, sie habe Haare auf den Zähnen. Beim Kartenspiel gab sie ihre Zurückhaltung auf und tadelte scharf jeden Fehler, den ihr unglücklicher Mann machte. Es war für Norton und mich ziemlich peinlich, und ich war erleichtert, als das Spiel zu Ende war. Unter Hinweis auf die späte Stunde lehnten wir eine weitere Partie ab.

Als wir hinausgingen, machte Norton seinen Gefühlen ziemlich unvorsichtig Luft. »Das war äußerst unangenehm, Hastings. Es tut einem in der Seele weh, zu sehen, wie der alte Knabe herumkommandiert wird. Und wie demütig er es hinnimmt. Armer Kerl! Von dem schneidigen Tropen-Colonel hat er nicht mehr viel an sich.«

»Pst«, machte ich, denn Norton hatte ziemlich laut gesprochen, und ich fürchtete, daß Colonel Luttrell ihn hören könnte. »Es ist wirklich eine Schande!«

»Ich könnte verstehen, wenn er ihr einmal richtig Bescheid stoßen würde«, meinte ich mitfühlend.

Norton schüttelte den Kopf. »Das wird er nie tun. Sein Wille ist gebrochen. Er wird weiterhin: »Ja, meine Liebe, nein, meine Liebe, tut mir leid, meine Liebe“ sagen, sich am Schnurrbart zupfen und kümmerlich dahinvegetieren, bis man ihn einsorgt. Er kann sich nicht behaupten, selbst wenn er es versuchte.«

Ich schüttelte traurig den Kopf, denn Norton hatte wahrscheinlich recht. Wir blieben in der Halle stehen, und ich bemerkte, daß die Seitentür zum Garten offenstand und der Wind hereinblies. »Sollten wir die Tür nicht schließen?« fragte ich. Norton zögerte einen Augenblick und sagte dann: »Nun - äh - ich glaube, es sind noch nicht alle im Haus.« Mich befiel ein plötzlicher Argwohn. »Wer ist noch draußen?« »Ihre Tochter, glaube ich, und - äh - Allerton.«

Er bemühte sich, seiner Stimme einen besonders beiläufigen Tonfall zu geben, aber nach der Unterhaltung mit Poirot verursachten mir seine Worte Unbehagen.

Judith - und Allerton. Meine kluge, vernünftige Judith würde doch nicht auf einen Mann dieses Typs hereinfallen? Sie würde ihn doch gewiß durchschauen?

Das sagte ich mir immer wieder, während ich mich auskleidete, aber das unbehagliche Gefühl wollte nicht weichen. Ich konnte nicht einschlafen und wälzte mich von einer Seite auf die andere. Wie es bei nächtlichen Sorgen zu sein pflegt, wurde alles ins Maßlose verzerrt. Eine Woge von Verzweiflung und Verlassenheit überschwemmte mich. Wenn nur meine Frau noch am Leben gewesen wäre, auf deren Urteil ich mich so viele Jahre lang hatte verlassen können. Sie hatte immer gewußt, was mit den Kindern los war. Ohne sie fühlte ich mich schrecklich unzulänglich. Jetzt lastete die Verantwortung für die Sicherheit und das Glück der Kinder allein auf mir. Würde ich dieser Aufgabe gewachsen sein? Ich war, weiß Gott, nicht der Klügste. Ich irrite mich und machte Fehler. Wenn Judith sich ins Unglück stürzen und leiden würde . . . Verzweifelt knipste ich das Licht an und richtete mich auf. So konnte es nicht weitergehen. Ich hatte den Schlaf dringend nötig. Ich stand auf, ging zum Waschbecken und betrachtete unschlüssig

ein Fläschchen mit Aspirintabletten.

Nein, ich brauchte ein stärkeres Mittel als Aspirin. Mir fiel ein, daß Poirot irgendwelche Schlaftabletten haben müßte. Ich überquerte den Gang und blieb minutenlang vor seiner Tür stehen. Es war mir peinlich, den alten Freund aufzuwecken.

Während ich noch zögerte, hörte ich Schritte und drehte mich um. Allerton kam den Korridor entlang auf mich zu.

Die Beleuchtung war trüb, und ich erkannte ihn erst, als er ganz nahe war. Der Ausdruck seines Gesichts erschreckte mich. Er lächelte vor sich hin, und dieses Lächeln gefiel mir ganz und gar nicht. Er blickte auf und zog die Augenbrauen hoch. »Hallo, Hastings, noch nicht im Bett?«

»Ich konnte nicht einschlafen«, erwiederte ich kurz. »Wenn das alles ist, kann ich Ihnen helfen. Kommen Sie mit!« Ich folgte ihm in sein Zimmer, das neben meinem lag. Eine seltsame Regung zwang mich, diesen Mann genauestens zu mustern. »Sie sind auch noch spät auf den Beinen«, bemerkte ich. »Ich bin ein Nachtmensch, vor allem dann, wenn's noch was zu erleben gibt. Solche schönen Abende sollte man nicht verschlafen.« Er lachte auf eine Art, die mir mißfiel.

Ich folgte ihm ins Badezimmer, wo er ein Medizinschränkchen öffnete und ihm ein Fläschchen mit Tabletten entnahm. »Bitte, bedienen Sie sich! Ein wahres Wundermittel. Sie werden schlafen wie ein Murmeltier - und die schönsten Träume haben. Es heißt Slumberyl- etwas Besseres gibt es nicht.« Die Begeisterung in seiner Stimme machte mich stutzig.

Nahm er etwa Drogen? Ich sagte zweifelnd: »Ist es nicht gefährlich?«

»Schon, wenn Sie zu viele nehmen. Es ist ein Barbiturat- die giftige Wirkung setzt nicht weit nach der empfohlenen Dosis ein.« »Ich hätte nicht gedacht, daß man es ohne Rezept erhält.« »Man bekommt es auch nicht ohne, genauer gesagt, Sie nicht. Aber ich habe da Beziehungen!«

Wahrscheinlich war es unklug von mir, doch manchmal gebe ich meinen Impulsen nach. Ich fragte: »Sie kannten Etherington, nicht wahr?«

Ich merkte sofort, daß ich einen heiklen Punkt berührt hatte. Seine Augen wurden hart und wachsam. »O ja, ich kannte Etherington. Armer Kerl«, sagte er mit gezwungener Leichtigkeit. Und als ich schwieg, fuhr er fort: »Etherington hat Drogen genommen, gewiß -aber er hat es übertrieben. Man muß wissen, wo die Grenze ist. Er wußte es nicht. Schlimme Sache. Seine Frau hatte Glück. Wenn die

Jury nicht soviel Sympathie für sie gehabt hätte, wäre sie zum Tod durch den Strang verurteilt worden.«

Er gab mir zwei Tabletten. Dann fragte er beiläufig: »Haben Sie Etherington gut gekannt?« »Nein«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Er schien einen Augenblick lang nicht zu wissen, was er davon halten sollte. Dann lachte er und beendete das Thema mit den Worten: »Komischer Kauz. Er war nicht gerade ein Musterknabe, aber manchmal ein ganz netter Kerl.«

Ich bedankte mich bei ihm für die Tabletten und kehrte in mein Zimmer zurück.

Als ich im Bett lag und das Licht löschte, fragte ich mich, ob ich sehr unklug gehandelt hatte.

Denn für mich stand jetzt beinahe fest, daß Allerton X war. Und ich hatte ihn merken lassen, daß ich ihn verdächtigte.

## 7

Mein Bericht über die Tage in *Styles* muß notgedrungen etwas weit-schweifig werden. In meiner Erinnerung sind sie als eine Reihe von Unterhaltungen haftengeblieben - von vielsagenden Worten und Sätzen, die sich meinem Gedächtnis genau einprägten. Eines der ersten Dinge, die mir klar wurden, war das Ausmaß von Hercule Poirots Gebrechlichkeit und Hilflosigkeit. Ich glaubte ihm seine Behauptung, daß sein Gehirn noch immer mit der alten Schärfe arbeitete, doch seine körperliche Hülle war so hinfällig geworden, daß ich, wie ich sofort merkte, diesmal eine weit aktivere Rolle als sonst übernehmen mußte. Ich mußte sozusagen Poirot Augen und Ohren ersetzen.

An schönen Tage nahm Curtiss seinen Herrn auf den Rücken und trug ihn vorsichtig hinunter zu seinem Rollstuhl, den er vorher hinabgeschafft hatte. Dann schob er Poirot hinaus in den Garten und suchte ihm ein Plätzchen, das frei von Zugluft war. An anderen Tagen, an denen das Wetter weniger günstig war, trug er ihn ins Wohnzimmer.

Wo Poirot sich auch aufhielt, kam mit Sicherheit der eine oder andere vorbei und setzte sich zu ihm, um mit ihm zu plaudern, aber das war etwas ganz anderes, als wenn Poirot sich seinen Gesprächspartner hätte selbst aussuchen können. Er hatte es nicht mehr in der Hand,

eine bestimmte Person aufzusuchen und mit ihr zu reden. Am Tag nach meiner Ankunft zeigte mir Franklin das alte Gartenhaus, das provisorisch in ein Labor umgewandelt worden war. Ich möchte an dieser Stelle mit aller Deutlichkeit betonen, daß ich kein Wissenschaftler bin und auch keine wissenschaftliche Ader habe. In meinem Bericht über Dr. Franklins Arbeit werde ich wahrscheinlich lauter falsche Ausdrücke verwenden und damit den Zorn all derer erregen, die sich in diesen Dingen auskennen.

Soweit ich, ein bloßer Laie, es ermitteln konnte, experimentierte Franklin mit verschiedenen Alkaloiden, die aus der Kalabarbohne, *Physostigma venenosum*, gewonnen werden. Etwas mehr Einblick erhielt ich durch eine Unterhaltung, die einmal zwischen Franklin und Poirot stattfand. Judith, die mich informieren wollte, benutzte dazu, wie es die ernsthaften jungen Leute an sich haben, einen unverständlichen wissenschaftlichen Jargon. Sie redete gelehrt von den Alkaloiden Physostigmin, Eserin, Geneserin und Eseramin und kam dann zu einer völlig unmöglich klingenden Substanz mit dem Namen Prostigmin oder Dimethylcarbaminsäureester des Oxyphenyltrimethyl-lammonium oder so ähnlich, was anscheinend das gleiche ist, nur anders gewonnen wird. Für mich waren das jedenfalls böhmische Dörfer, und ich zog mir Judiths Verachtung zu durch meine Frage, welchen Nutzen das für die Menschheit habe. Es gibt keine Frage, mit der man einen echten Wissenschaftler mehr kränken kann. Judith sah mich nur geringschätzig an und holte zu einer weiteren langatmigen und gelehrten Erklärung aus. Die Essenz davon war, soweit ich es mitbekam, daß irgendwelche obskuren westafrikanischen Stämme eine bemerkenswerte Immunität gegen eine gleichermaßen obskure, wenn auch tödliche Krankheit namens Jordanitis gezeigt hatten - benannt nach einem gewissen Dr. Jordan, der sie als erster entdeckte. Es war eine äußerst seltene Tropenkrankheit, an der ein- oder zweimal Weiße erkrankt und gestorben waren.

Ich wagte es, Judiths Zorn noch zu steigern durch meine Bemerkung, daß es wohl vernünftiger sei, nach einem Mittel gegen die Nachwirkungen von Masern zu suchen.

Mitleidig und herablassend machte sie mir klar, daß nicht das Wohl der Menschheit, sondern die Vermehrung des menschlichen *Wissens* das einzige erstrebenswerte Ziel sei.

Ich blickte durchs Mikroskop auf einige Präparate, studierte einige Fotos von westafrikanischen Eingeborenen, die wirklich ganz amüsant waren, sah einer schlüfrigen Ratte ins Auge und eilte wieder hinaus ins Freie.

Wie ich schon sagte, wurde mein Interesse vor allem durch eine Unterhaltung zwischen Franklin und Poirot geweckt. »Wissen Sie, Poirot«, sagte Franklin, »der Gegenstand gehört eigentlich eher in Ihr Gebiet als in meins. Die Kalabarbohne dient zur Feststellung von Schuld oder Unschuld. Diese westafrikanischen Stämme glauben daran- oder taten es wenigstens-, heute werden sie immer aufgeklärter. Sie kauen die Bohne feierlich im Vertrauen darauf, daß sie ihnen den Tod bringen wird, wenn sie schuldig sind, und ihnen nicht schaden wird, wenn sie unschuldig sind.« »Und dann sterben sie?«

»Nein, nicht alle. Diesen Umstand hat man bis heute immer übersehen. Es steckt eine ganze Menge dahinter- wie ich annehme, ein Medizinmannschwindel. Von dieser Bohne gibt es zwei verschiedene Arten - aber sie sehen sich so ähnlich, daß kaum ein Unterschied feststellbar ist. Tatsächlich gibt es jedoch einen. Beide Arten enthalten Physostigmin und Geneserin und die übrigen Bestandteile, doch bei der zweiten Art kann man, so glaube ich wenigstens, noch ein weiteres Alkaloid unterscheiden - und die Wirkung dieses Alkaloids neutralisiert die Wirkung der anderen. Interessant ist noch, daß die zweite Art Bohnen regelmäßig von einem ausgewählten Kreis in einem geheimen Ritual gegessen wird - und diese Eingeborenen sterben nie an Jordanitis. Die erwähnte dritte Substanz hat eine bemerkenswerte Wirkung auf das Muskelsystem - ohne schädliche Folgen. Das alles ist verdammt aufregend. Leider ist das reine Alkaloid sehr unstabil. Dennoch komme ich zu Ergebnissen. Aber was wirklich nötig wäre, das ist Forschung an Ort und Stelle. Das müßte unbedingt getan werden! Ja, bei Gott, das ist ... Was würde ich nicht darum geben-« Er brach abrupt ab. »Entschuldigen Sie!« sagte er lächelnd. »Diese Dinge regen mich immer so auf.«

»Allerdings«, meinte Poirot gelassen, »würde ich es in meinem Beruf viel leichter haben, wenn sich Schuld und Unschuld so einfach feststellen ließen. Ach, wenn es doch eine Substanz gäbe, die die Wirkung hat, die man der Kalabarbohne zuschreibt.« »Damit wären Ihre Schwierigkeiten noch lange nicht beendet«, erklärte Franklin. »Was heißt schließlich schon Schuld oder Unschuld?« »Darüber kann doch wohl kein Zweifel bestehen«, warf ich ein. Franklin wandte sich zu mir. »Was ist böse? Was ist gut? Die Vorstellungen darüber sind in jedem Jahrhundert verschieden. Durch einen Test ließe sich wahrscheinlich nur ein *Gefühl* von Schuld oder Unschuld feststellen. So ein Test wäre völlig wertlos.« »Ich verstehe nicht, wie Sie zu diesem Schluß kommen.«

»Mein Lieber, stellen Sie sich einen Mann vor, der glaubt, von Gott befugt zu sein, einen Diktator oder einen Wucherer oder einen Zuhälter, oder wer immer seine moralische Entrüstung erregt, umzubringen. *Ihr* Ansicht nach macht er sich eines Verbrechens schuldig -aber er selbst hält sich für unschuldig. Was kann die arme Testbohne in so einem Fall ausrichten?«

»Aber Mord ist doch gewiß immer mit einem Gefühl von Schuld verbunden«, rief ich.

»Es gibt eine Menge Leute, die ich liebend gern umbringen würde«, sagte Dr. Franklin munter. »Ich glaube nicht, daß mein Gewissen mir danach den Schlaf rauben würde. Wissen Sie, ich bin der Ansicht, daß achtzig Prozent der menschlichen Rasse verschwinden sollten. Wir kämen ohne sie viel besser zurecht.« Er erhob sich und ging fröhlich pfeifend davon. Ich sah ihm verblüfft nach. Poirots leises Kichern riß mich aus meinen Gedanken.

»Sie sehen aus, mein Freund, wie jemand, der gerade auf ein Schlangennest gestoßen ist. Hoffen wir, daß unser Freund, der Doktor, seine Ansichten nicht in die Tat umsetzt.« »Ja«, sagte ich. »Aber wenn er es tut?«

Nach einem Zögern beschloß ich, mit Judith über Allerton zu sprechen. Ich wollte herausbekommen, wie sie zu ihm stand. Ich wußte, daß sie ein vernünftiges Mädchen war, das sehr wohl auf sich selbst aufpassen konnte, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie tatsächlich auf die billige Tour eines Mannes wie Allerton hereinfallen würde. Vermutlich schnitt ich dieses Thema nur deshalb an, weil ich ganz sichergehen wollte.

Leider erreichte ich nicht das, was ich mir erhofft hatte . . . Ich muß zugeben, daß ich es ziemlich ungeschickt anfing. Nichts bringt junge Leute mehr auf als elterliche Ratschläge. Ich bemühte mich um einen leichten und unverfänglichen Ton. Wahrscheinlich gelang mir das nicht. Judith ging sofort hoch.

»Was soll das?« fragte sie. »Ist das eine väterliche Warnung vor dem großen bösen Wolf?« »Nein, nein, Judith, natürlich nicht.« »Ich nehme an, du magst Major Allerton nicht?« »Offen gestanden- nein. Und du vermutlich auch nicht.« »Warum denn nicht?« »Nun - äh - er ist nicht dein Typ, oder?«

»Wer, glaubst du, ist wohl mein Typ, Vater?«

Judith hatte mich schon immer leicht aus dem Konzept bringen können. Ich wurde unsicher. Sie schaute mich mit spöttischem Lächeln an.

»Du magst ihn natürlich nicht«, sagte sie. »Ich schon. Ich finde ihn sehr amüsant.«

»Hm, amüsant-vielleicht.« Mir wurde das Thema unbehaglich. »Er ist sehr attraktiv«, meinte Judith betont. »Das würde jede Frau finden. Männer verstehen so was nicht.«

»Offenbar.« Ich fuhr ziemlich plump fort: »Du warst gestern abend noch sehr spät mit ihm draußen -«

Ich konnte meinen Satz nicht beenden. Der Sturm brach los. »Das ist doch wirklich idiotisch von dir, Vater! Begreifst du nicht, daß ich in meinem Alter selbst auf mich aufpassen kann? Du hast kein Recht zu bestimmen, was ich tue oder wen ich mir als Freund aussuche . Das ist das Gräßliche an Vätern und Müttern, daß sie sich immer auf so dumme Weise in das Leben ihrer Kinder einmischen. Ich mag dich sehr gern, aber ich bin eine erwachsene Frau, und mein Leben gehört mir!«

Ihre Worte verletzten mich so sehr, daß ich verstummte. Judith entfernte sich mit raschen Schritten.

Ich blieb mit dem unbehaglichen Gefühl zurück, daß mein Eingreifen eher Schaden als Nutzen bewirkt hatte.

Aus meinen Gedanken wurde ich durch die Stimme von Mrs. Franklins Pflegerin gerissen, die mir schelmisch zurief: »Ich gäbe was dafür zu erfahren, was in Ihrem Kopf vorgeht, Captain Hastings.« Erfreut über die Ablenkung, wandte ich mich um. Schwester Craven war wirklich eine sehr gutaussehende junge Frau. Sie war vielleicht ein wenig kokett, aber alles in allem eine angenehme und intelligente Person.

Sie kam gerade aus dem unteren Teil des Gartens, wo sie ihre Patientin an einem sonnigen Fleckchen in der Nähe des Labors zurückgelassen hatte.

»Interessiert sich Mrs. Franklin für die Arbeit ihres Mannes?« fragte ich. Schwester Craven schüttelte verächtlich den Kopf. »Das ist für sie viel zu kompliziert. Wissen Sie, Captain Hastings, sie ist keine sehr kluge Frau.«

»Da haben Sie vermutlich recht.«

»Dr. Franklins Arbeit kann nur von jemand gewürdigt werden, der von Medizin etwas versteht. Er ist wirklich ein sehr gescheiter Mann.

Brillant! Er tut mir richtig leid.« »Er tut Ihnen leid?«

»Ja. Ich habe es schon so häufig erlebt- ich meine, daß jemand die falsche Frau heiratet.«

»Sie finden, daß sie die falsche Frau für ihn ist?« »Sie etwa nicht? Die beiden haben doch nichts gemeinsam.« »Er scheint sehr an ihr zu hängen. Er erfüllt ihr jeden Wunsch und so.«

Schwester Craven lachte höhnisch. »Dafür sorgt sie schon!« »Sie meinen, daß sie aus ihrer Krankheit- Kapital schlägt?« fragte ich zweifelnd.

»Sie weiß genau, wie sie ihren Willen durchsetzen kann. Was immer die Dame wünscht, geschieht. Manche Frauen sind so gerissen! Wenn ihnen etwas nicht paßt, lehnen sie sich einfach zurück, schließen die Augen und sehen krank und leidend aus, oder sie machen ein großes Theater - Mrs. Franklin ist der leidende Typ. Sie schlafst die ganze Nacht nicht und sieht am Morgen blaß und erschöpft aus.« »Aber sie ist doch wirklich krank, oder?« fragte ich bestürzt. Schwester Craven warf mir einen eigenartigen Blick zu. »Oh, natürlich«, antwortete sie kurz und wechselte dann unvermittelt das Thema.

Sie fragte mich, ob es wahr sei, daß ich vor langer Zeit, während des Ersten Weltkriegs, schon einmal hiergewesen sei. »Ja«, sagte ich, »das stimmt.«

Sie senkte die Stimme. »Ein Mord hat sich damals hier ereignet, nicht wahr? Ich hörte es von einem der Hausmädchen. Eine alte Dame wurde ermordet?« »Ja.«

»Und Sie waren zu der Zeit hier?« »Ja.«

Sie schüttelte sich leicht. »Das erklärt alles, finden Sie nicht?« »Was soll es erklären?«

Sie warf mir einen raschen Seitenblick zu. »Nun - die Atmosphäre hier. Spüren Sie es nicht? Irgend etwas stimmt nicht, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Ich schwieg einen Augenblick und dachte nach. War an dem, was sie eben gesagt hatte, etwas dran? War es möglich, daß ein gewaltsamer, aus niedrigen Beweggründen herbeigeführter Tod am Ort der Tat so starke Nachwirkungen hinterließ, daß sie noch nach vielen Jahren wahrgenommen werden konnten? Menschen, die für übersinnliche Einflüsse empfänglich waren, behaupteten dies. Gab es auf Styles tat-

sächlich noch Spuren des Ereignisses, das vor so langer Zeit geschehen war? Hier, in diesen Mauern, in diesem Garten waren Mordgedanken gehegt und genährt worden, die schließlich im Akt der Tat ihre Erfüllung gefunden hatten. Vergifteten sie noch immer die Atmosphäre?

Schwester Craven unterbrach meine Überlegungen mit der Mitteilung: »Ich war auch schon mal in einem Haus, in dem ein Mord geschah. Ich werde es nie vergessen. Wissen Sie, so etwas kann man einfach nicht vergessen. Es war ein Patient von mir. Ich wurde verhört und so weiter. Ich fühlte mich ganz komisch. Es ist eine häßliche Erfahrung für eine Frau.« »Gewiß. Ich weiß selbst -«

Ich brach ab, als ich Boyd Carrington ums Haus biegen sah. Wie immer schien seine starke, lebensfrohe Persönlichkeit alle Schatten und ungreifbaren Bedrohungen zu vertreiben. Er war so kräftig, so gesund, so naturverbunden - einer dieser sympathischen Männer, die Optimismus und gesunden Menschenverstand verbreiten. »Morgen, Hastings. Morgen, Schwester. Wo ist Mrs. Franklin?« »Guten Morgen, Sir William. Mrs. Franklin sitzt im Garten unter der Buche neben dem Labor.«

»Und Franklin hält sich vermutlich im Labor auf?« »Richtig, Sir William zusammen mit Miss Hastings.« »Das arme Mädchen. Man muß sich nur einmal vorstellen, an so einem schönen Morgen eingesperrt zu sein mit lauter stinkenden Chemikalien! Sie sollten dagegen protestieren, Hastings.« »Oh, Miss Hastings fühlt sich dabei ganz wohl«, sagte Schwester Craven rasch. »Sie mag die Arbeit, und ich bin sicher, daß Dr. Franklin ohne sie nicht zurechtkäme.«

»Der Arme«, meinte Boyd Carrington. »Wenn ich ein hübsches Mädchen wie Judith als Assistentin hätte, würde ich mich mit *ihr* beschäftigen und nicht mit Meerschweinchen, hehe!«

Es war genau die Art Scherze, die Judith mißfallen hätte, aber Schwester Craven wollte sich ausschütten vor Lachen. »Oh, Sir William«, rief sie. »So etwas dürfen Sie nicht sagen! Wir wissen genau, was Sie für einer sind! Aber der gute Dr. Franklin ist so ernst- so vertieft in seine Arbeit.«

»Seine Frau scheint sich aber einen Platz ausgesucht zu haben, von dem aus sie ihren Mann im Auge behalten kann«, meinte Boyd Carrington unbekümmert. »Ich glaube, sie ist eifersüchtig.« »Sie wissen viel zu gut Bescheid, Sir William!« Schwester Craven schien diese Neckerei sehr zu gefallen. Dann sagte sie zögernd: »Ich

glaube, ich muß jetzt nach Mrs. Franklins Malzmilch sehen.« Sie ging langsam davon, und Boyd Carrington sah ihr nach. »Hübsches Mädchen«, bemerkte er. »Schönes Haar und schöne Zähne. Anziehende weibliche Erscheinung. Muß auf die Dauer ziemlich öde sein, immer für kranke Leute zu sorgen. Ein Mädchen wie sie hätte was Besseres verdient.«

»Ach«, sagte ich, »sie wird eines Tages bestimmt heiraten.« »Wahrscheinlich.«

Er seufzte - und ich hatte das Gefühl, daß er an seine verstorbene Frau dachte. Dann sagte er: »Haben Sie Lust, mitzukommen und sich *Knatton* anzusehen?«

»Gern. Ich möchte vorher nur Poirot aufsuchen und fragen, ob er mich braucht.«

Ich fand Poirot in Decken gehüllt auf der Terrasse. Er ermunterte mich, mitzufahren.

»Aber gewiß, Hastings, gehen Sie! Es ist, glaube ich, ein sehr hübscher Besitz. Sie sollten ihn sich unbedingt ansehen.« »Das möchte ich auch. Ich wollte Sie nur nicht allein lassen.« »Mein treuer Freund! Nein, nein, fahren Sie nur mit Sir William mit! Ein großartiger Mann, nicht wahr?« »Erstklassig«, sagte ich begeistert. Poirot lächelte. »Ich dachte mir, daß er Ihnen gefallen würde.«

Der Ausflug bereitete mir großes Vergnügen. Das Wetter war gut -ein richtig schöner Sommertag -, und ich genoß die Gesellschaft Boyd Carringtons.

Seine persönliche Ausstrahlung, seine Weltgewandtheit und reiche Lebenserfahrung machten ihn zu einem äußerst angenehmen Begleiter. Er erzählte mir Geschichten aus der Zeit seiner Tätigkeit in Indien, fesselnde Einzelheiten über ostafrikanische Stammesbräuche und vieles mehr, das mich so beeindruckte, daß ich darüber meine Sorgen um Judith und die Befürchtungen, die Poirots Enthüllungen in mir wachgerufen hatten, vergaß.

Mir gefiel auch die Art und Weise, in der Boyd Carrington von meinem Freund sprach. Er hatte große Achtung- sowohl vor seiner Arbeit wie vor seinem Charakter. Obwohl es um Poirots Gesundheitszustand traurig bestellt war, hörte ich von Boyd Carrington kein Wort billigen Mitleids. Er schien der Ansicht zu sein, daß ein Leben wie das Poirots seinen Lohn in sich selbst trage und daß mein Freund aus der Erinnerung Befriedigung und Selbstachtung schöpfen könne. »Im übrigen glaube ich, daß sein Gehirn noch so gut wie eh und je

funktioniert«, sagte er. »Ja, ganz gewiß«, stimmte ich eifrig zu.  
»Es ist der größte Irrtum zu glauben, daß das Gehirn eines Mannes nicht mehr kann, weil seine Beine nicht mehr wollen. Weit gefehlt! Die Jahre, die man auf dem Buckel hat, machen dem Kopf weniger aus, als man denkt. Bei Gott, ich würde es nicht wagen, vor Hercule Poirots Nase einen Mord zu begehen!«

»Das würde ich Ihnen auch nicht raten. Er würde Sie bestimmt erwischen«, meinte ich lächelnd.

»Da können Sie Gift drauf nehmen! Wahrscheinlich eigne ich mich auch nicht besonders gut zum Mörder«, fügte er hinzu. »Es liegt mir nicht, Dinge im voraus zu planen. Ich bin viel zu ungeduldig. Wenn ich einen Mord begehen würde, dann aus dem Augenblick heraus.« »Das sind vielleicht die Verbrechen, die am schwersten aufzudecken sind.«

»Ich weiß nicht. Vermutlich würde ich überall Spuren hinterlassen. Glücklicherweise habe ich keinerlei verbrecherische Neigung. Höchstens einen Erpresser - den könnte ich vielleicht umbringen. Ich finde Erpressung widerlich. Meiner Ansicht nach sollte man einen Erpresser glatt erschießen. Was meinen Sie?« Ich äußerte eine gewisse Sympathie für diesen Standpunkt. Dann trat ein junger Architekt zu uns, und wir begannen, die Renovierungsarbeiten am Haus zu begutachten.

*Knatton* stammte hauptsächlich aus der Tudorzeit, ein Flügel war später angebaut worden. Abgesehen vom Einbau zweier primitiver Badezimmer Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war das Gebäude völlig unverändert geblieben.

Boyd Carrington erklärte, daß sein Onkel ein menschenscheuer Einsiedler gewesen sei, der zurückgezogen in einem Winkel des großen Hauses gelebt habe. Sir Everard hatte, bevor er sich ganz von den Menschen abwandte, Boyd Carrington und seinen Bruder in den Schulferien auf *Knatton* geduldet.

Der alte Mann hatte nie geheiratet und nur ein Zehntel seines großen Einkommens ausgegeben, so daß der jetzige Baronet nach dem Tod seines Onkels plötzlich ein reicher Mann war. »Aber auch ein sehr einsamer Mann«, sagte er seufzend. Ich schwieg. Mein Mitgefühl war zu groß, um es in Worte zu fassen. Auch ich war schließlich einsam. Seit Cinders' Tod fühlte ich mich nur noch als halber Mensch.

Dann äußerte ich doch stockend einige meiner Empfindungen. »Ach ja, Hastings, aber Sie haben etwas besessen, das mir nie zuteil

geworden ist.«

Er schwieg einen Augenblick und erzählte mir dann in abgerissenen Sätzen sein Schicksal.

Er erzählte von seiner schönen, jungen Frau, einem bezaubernden Geschöpf voll Charme und Bildung, doch mit einem verhängnisvollen Erbe. In ihrer Familie waren fast alle an Trunksucht gestorben, und auch sie fiel dem gleichen Laster zum Opfer. Kaum ein Jahr nach ihrer Eheschließung hatte sie sich dem Trunk ergeben und war daran gestorben. Er trug ihr nichts nach. Er begriff, daß die erblichen Belastungen zu stark gewesen waren.

Nach ihrem Tod hatte er sich auf ein Leben als Junggeselle eingestellt. Nach den traurigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, wollte er nicht mehr heiraten.

»Man fühlt sich allein sicherer«, sagte er schlicht. »Ja, ich kann Ihre Empfindungen verstehen - zumindest als erste Reaktion.«

»Das Ganze war so furchtbar - es hat mich lange Zeit sehr verbittert gemacht.« Er schwieg eine Weile. »Es stimmt- einmal war ich noch sehr in Versuchung. Doch sie war so jung - ich dachte, es sei nicht anständig, sie an einen desillusionierten Mann zu binden. Ich war zu alt für sie - sie war noch ein richtiges Kind- so hübsch- so unberührt.« Er schüttelte den Kopf und verstummte. »Hätte man das Urteil darüber nicht ihr überlassen sollen?« »Ich weiß nicht, Hastings. Damals glaubte ich es nicht. Sie - sie schien mich zu mögen. Aber, wie ich schon sagte, sie war so jung. Ich werde sie nie vergessen, wie sie am letzten Urlaubstag dastand. Den Kopf leicht zur Seite geneigt - der etwas verwirrte Blick - ihre kleine Hand-«

Er hielt inne. Seine Worte beschworen ein Bild herauf, das mir irgendwie bekannt vorkam, aber ich wußte nicht, warum. Boyd Carringtons Stimme, die plötzlich rauh geworden war, riß mich aus meinen Gedanken. »Ich war ein Dummkopf«, sagte er. »Jeder Mann, der die Gelegenheit nicht beim Schöpf packt, ist ein Dummkopf. Nun sitze ich mit einem Haus da, das für mich viel zu groß ist und dem die Behaglichkeit und die Wärme fehlen, die nur eine Frau herbeizaubern kann.«

In seiner Art, die Dinge zu sehen, lag für mich ein altmodischer Charme. Sie erweckte in mir die Vorstellung einer verlorengegangenen Welt.

»Wo ist die Dame jetzt?« fragte ich. »Ach- verheiratet«, antwortete er kurz. »Tatsache ist jedenfalls, Ha-

stings, daß mir nur noch das Junggesellenleben bleibt. Ich habe mich darauf eingestellt. Kommen Sie und schauen Sie sich die Gärten an. Sie sind sehr vernachlässigt worden, aber auf ihre Art sehr schön.« Er führte mich herum, und ich war von allem sehr beeindruckt. *Knatton* war zweifellos ein sehr schöner Besitz, und ich verstand, daß Boyd Carrington stolz auf ihn war. Er kannte die Umgebung und die meisten Nachbarn gut, obwohl seit seiner Schulzeit natürlich neue Leute hinzugezogen waren.

Colonel Luttrell kannte er von früher her und äußerte die ernste Hoffnung, daß das Unternehmen *Styles* erfolgreich sein würde. »Der gute alte George Luttrell ist ziemlich schlecht dran, wissen Sie«, sagte er. »Feiner Kerl. Ein guter Soldat und ein vortrefflicher Schütze. Ich war einmal mit ihm zusammen in Afrika auf einer Safari. Ach, das waren noch Zeiten! Er war damals zwar schon verheiratet, aber seine Frau kam Gott sei Dank nicht mit. Sie war eine hübsche Person- aber schon immer ziemlich bissig. Komisch, was Männer sich alles von ihren Frauen gefallen lassen! Der gute George Luttrell! Er war ein Vorgesetzter, vor dem alle Untergebenen zitterten! Und was für ein trauriges Bild er jetzt bietet - eingeschüchtert und unterdrückt! Die Frau hat wirklich Haare auf den Zähnen. Aber rechnen kann sie! Wenn jemand aus dem Laden Gewinn erwirtschaften kann, dann ist sie es. Luttrell war noch nie sehr geschäftstüchtig- doch Mrs. Luttrell weiß, wie man was anpackt.«

»Sie ist immer so überschwenglich«, klagte ich.

»Ich weiß«, erwiderte Boyd Carrington schmunzelnd. »Die Freundlichkeit in Person. Aber haben Sie schon mal mit den beiden Bridge gespielt?«

»O ja«, antwortete ich beziehungsvoll.

»Im allgemeinen vermeide ich es, mit Frauen Bridge zu spielen«, erklärte Boyd Carrington. »Und ich rate Ihnen das gleiche.« Ich erzählte ihm, wie unbehaglich mir und Norton am Abend meiner Ankunft zumute gewesen war.

»Genau. Man weiß nicht, wo man hinschauen soll!« Dann fügte er hinzu: »Netter Kerl, dieser Norton. Allerdings sehr still. Er beobachtet immer nur Vögel. Er hat mir erzählt, daß ihm nichts daran liegt, sie zu schießen. Sehr ungewöhnlich! Ihm fehlt jeder Sportsgeist. Ich habe ihm gesagt, daß ihm eine Menge entgeht. Ich kann mir nicht vorstellen, was er daran findet, durch kalte Wälder zu stapfen und Vögel durchs Fernglas anzuschauen.«

Der Gedanke, daß Nortons Hobby bei den künftigen Ereignissen eine bedeutende Rolle spielen könnte, kam uns nicht.

Die Tage gingen dahin. Es war eine unbehagliche Zeit, in der ich ständig darauf wartete, daß etwas passierte.

Es kam jedoch nicht zu einem Ereignis in dem erwarteten Sinn. Aber es gab kleine Vorfälle, seltsame Gesprächsfetzen und vielsagende Bemerkungen, die ein Licht auf die Bewohner von Styles warfen. Diese Hinweise summierten sich und hätten mir, wenn ich sie richtig zusammengefügt hätte, einigen Aufschluß geben können. Poirot war es, der mich schließlich mit ein paar energischen Worten auf einen Punkt aufmerksam machte, den ich bisher sträflich übersehen hatte.

Ich beklagte mich zum x-ten Mal über seine ungerechtfertigte Weigerung, mich ins Vertrauen zu ziehen. Das sei nicht fair, hielt ich ihm vor. Bisher hätten er und ich immer gleich viel Informationen gehabt-selbst wenn ich daraus nicht ebenso scharfsinnige Schlüsse habe ziehen können wie er.

Er winkte ungeduldig ab. »Ganz recht, mein Freund! Das ist nicht fair! Das ist unsportlich! Das verstößt gegen die Spielregeln! Zugegeben, und jetzt genug davon! Dies ist nämlich kein Spiel - das ist nicht *le spart*. Sie ergehen sich in abwegigen Vermutungen über die Identität von X. Dazu habe ich Sie nicht hergerufen. Es ist unnötig, daß Sie sich darüber den Kopf zerbrechen. Denn *ich* kenne ihn. Was ich jedoch nicht weiß, aber wissen muß, ist die Antwort auf die Frage: Wer wird in allernächster Zeit sterben? Es handelt sich hierbei nicht um eins Ihrer Ratespiele, *man vieux*, sondern es geht darum, ein Menschenleben zu retten.«

Ich war bestürzt. »Natürlich«, sagte ich langsam. »Sie - Sie haben das praktisch schon einmal gesagt, aber ich habe es nicht so richtig erfaßt.« »Dann erfassen Sie es jetzt- sofort!« »Ja, das werde ich - ich meine, das tue ich.«

»*Bien*. Dann erzählen Sie mir, Hastings: Wer ist es, der sterben wird?« Ich starre ihn verblüfft an. »Ich habe wirklich keine Ahnung!« »Dann bemühen Sie sich, es herauszubekommen! Wozu sind Sie sonst hier?« »Es gibt gewiß eine Verbindung zwischen dem Opfer und X«, überlegte ich, »und wenn Sie mir sagen würden, wer X ist-« Poirot schüttelte energisch den Kopf. »Habe ich Ihnen nicht erklärt, daß das Geheimnis von X' Technik gerade darin besteht? Es wird kei-

nerlei Verbindung zwischen X und dem Todesfall geben. Das ist ganz sicher.«

»Sie meinen, die Verbindung wird nicht zu erkennen sein?« »So wenig, daß weder Sie noch ich darauf kommen werden.« »Aber wenn man die Vergangenheit von X untersucht, müßte man doch -«

»Nein, sage ich Ihnen! Und schon gar nicht in der kurzen Zeit! Jeden Augenblick kann ein Mord geschehen, verstehen Sie? »An jemand im Haus?« »An jemand im Haus.«

»Und Sie wissen wirklich nicht, an wem und wie?« »Ah! Wenn ich das wüßte, würde ich Sie nicht so drängen, es für mich herauszufinden.«

»Ihre Annahme gründet sich also einzig und allein auf der Anwesenheit von X?«

Meine Frage klang etwas zweifelnd. Poirot, dessen Selbstbeherrschung durch die auf gezwungene Untätigkeit gelitten hatte, fuhr mich an: »Ah, ma foi, wie oft soll ich es noch sagen? Wenn plötzlich ein Haufen Kriegsberichterstatter in einem bestimmten Teil Europas auftauchen, was bedeutet das wohl? Es bedeutet Krieg! Wenn Ärzte aus aller Welt in eine bestimmte Stadt reisen - was steckt dahinter? Daß dort ein Ärztekongreß stattfindet. Wenn man einen Geier lauern sieht, weiß man, daß irgendwo ein Kadaver liegt. Wenn Treiber durchs Moor gehen, weiß man, daß eine Jagd stattfindet. Wenn ein Mann plötzlich stehenbleibt, seinen Mantel auszieht und ins Wasser springt, heißt das, daß er jemand vorm Ertrinken retten will. Wenn respektable Damen mittleren Alters durch eine Hecke lugen, kann man sicher sein, daß es dort etwas Unschickliches zu sehen gibt! Und schließlich und endlich, wenn Ihnen ein kräftiger Duft in die Nase steigt und Sie verschiedene Leute in gleicher Richtung einen Gang entlanggehen sehen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß gleich eine Mahlzeit serviert wird!«

Ich erwog diese Analogien einen Augenblick lang und sagte dann, indem ich die erste herausgriff: »Aber ein Kriegsberichterstatter macht noch lange keinen Krieg!«

»Nein, gewiß nicht. Und eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Aber ein Mörder, Hastings, ein Mörder bedeutet Mord.« Dies ließ sich allerdings nicht bestreiten. Dennoch kam mir der Gedanke - der Poirot anscheinend nicht gekommen war-, daß selbst ein Mörder manchmal Urlaub macht. X könnte sich ganz ohne mörderische Absichten rein zum Vergnügen in Styles aufhalten. Poirot war

jedoch so erregt, daß ich ihm diese Möglichkeit nicht anzudeuten wagte. Ich sagte lediglich, daß mir das Ganze ziemlich hoffnungslos erscheine. Wir müßten uns in Geduld fassen . . . »Und abwarten«, führte Poirot meinen Satz zu Ende. »Wie Ihr Premierminister Asquith im Ersten Weltkrieg. Nein, *man eher*, das dürfen wir eben nicht. Wohlgemerkt, ich behaupte nicht, daß wir Erfolg haben werden, denn wie ich bereits erwähnte, ist es schwer, einen Mörder, der zur Tat entschlossen ist, daran zu hindern. Aber wir können es wenigstens versuchen. Stellen Sie sich vor, Hastings, Sie sollen ein Bridgeproblem lösen. Sie kennen alle Karten, und von Ihnen wird verlangt, den Ausgang des Spiels vorauszusagen.« Ich schüttelte den Kopf. »Es hat keinen Zweck, Poirot. Ich hab' nicht die geringste Ahnung. Wenn ich wüßte, wer X ist-« Wieder fuhr mich Poirot wütend an. Er schrie so laut, daß Curtiss erschrocken aus dem Nebenzimmer herbeistürzte. Poirot schickte ihn fort, und als er verschwunden war, fuhr mein Freund in gemäßigterem Ton fort.

»Hören Sie, Hastings! Sie sind nicht so dumm, wie Sie tun. Sie haben meine Zusammenfassung der Fälle gelesen. Wenn Sie auch nicht wissen, wer X ist, so kennen Sie doch seine Technik.« »Ach«, sagte ich, »ich verstehe.«

»Natürlich verstehen Sie! Das Unglück mit Ihnen ist, daß Sie geistig träge sind. Sie lieben es, Ratespiele zu veranstalten. Doch Sie arbeiten nicht gern mit Ihrem Kopf. Was ist denn das wesentlichste Element von X' Technik? Besteht es nicht darin, daß bei den Verbrechen nichts fehlt? Das heißt, das Motiv ist da, die Gelegenheit, das Werkzeug und, was am allerwichtigsten ist, ein Schuldiger für die Anklagebank.«

Plötzlich begriff ich den springenden Punkt und merkte, wie dumm es von mir gewesen war, nicht früher darauf zu kommen. »Ich verstehe«, wiederholte ich. »Ich muß nach jemand Ausschau halten, der- auf den alle diese Punkte passen- nach dem möglichen Opfer.«

Poirot lehnte sich zurück und seufzte erleichtert. »*Enfin!* Ich bin sehr müde. Schicken Sie mir Curtiss. Sie wissen jetzt, was Sie zu tun haben! Sie sind gesund und munter, Sie können herumlaufen, Leuten folgen, mit ihnen sprechen, hinter ihnen herspionieren . . .« Ich wollte schon empört protestieren, ließ es dann aber sein. Über diesen Punkt hatte es schon zu oft Streit zwischen uns gegeben. »Sie können Unterhaltungen belauschen, und Sie haben Knie, die noch funktionieren und Ihnen erlauben, sich vor Schlüssellochern zu knien und

hindurchzuspähen.«

»Ich werde nicht durch Schlüssellocher spähen«, unterbrach ich ihn heftig.

Poirot schloß die Augen. »Also gut. Sie werden nicht durch Schlüssellocher spähen! Sie werden weiterhin der englische Gentleman bleiben, und jemand wird getötet werden. Aber das spielt ja keine Rolle! Für einen Engländer kommt die Ehre zuerst. Ihre Ehre ist Ihnen wichtiger als ein Menschenleben. *Bien!* Ich habe verstanden.« »Nein, so war es nicht gemeint, Poirot-«

»Schicken Sie mir Curtiss!« sagte Poirot kühl. »Und gehen Sie! Sie sind dickköpfig und dumm, und ich wünschte, ich hätte jemand ändern, dem ich vertrauen könnte, aber wahrscheinlich werde ich mich mit Ihnen und Ihren absurd Vorstellungen von Fairneß abfinden müssen. Da Sie Ihre grauen Zellen nicht benutzen können, weil es Ihnen daran mangelt, benutzen Sie notfalls wenigstens Augen, Ohren und Nase - wenn Ihr Ehrenkodex es erlaubt!«

Am folgenden Tag wagte ich es, Poirot eine Idee mitzuteilen, die ich schon längere Zeit mit mir herumtrug. Ich tat dies etwas zögernd, da man nie wissen kann, wie Poirot reagiert.

»Ich habe mir Gedanken gemacht, Poirot«, begann ich. »Ich weiß, daß ich nicht der Hellste bin. Sie haben mich sogar dumm genannt - vielleicht mit gewissem Recht. Und seit Cinders' Tod bin ich nur noch ein Schatten meiner selbst -«

Ich hielt inne. Poirot räusperte sich mitfühlend. »Aber es gibt einen Mann, der uns helfen könnte«, fuhr ich fort. »Er ist genau der Richtige für uns. Er verfügt über Intelligenz, Phantasie und die nötigen Mittel - er ist gewohnt, Entscheidungen zu treffen, und besitzt Erfahrung. Ich spreche von Boyd Carrington. Das ist der Mann, den wir brauchen, Poirot! Ziehen Sie ihn ins Vertrauen! Legen Sie ihm den Fall dar!«

Poirot öffnete die Augen und sagte sehr entschieden: »Kommt nicht in Frage!«

»Aber warum nicht? Sie können nicht leugnen, daß er ein kluger Kerl ist - viel klüger als ich.«

»Dazu«, meinte Poirot sarkastisch, »gehört nicht viel. Aber schlagen Sie sich den Gedanken aus dem Kopf, Hastings! Wir werden *niemand* ins Vertrauen ziehen. Ist das klar- *kein?* Verstehen Sie, ich verbiete Ihnen, über diese Angelegenheit zu sprechen!« , »Wie Sie meinen. Aber Boyd Carrington ist wirklich -« »Ah, ta ta! Boyd Carrington! Was haben Sie nur immer mit Ihrem

Boyd Carrington! Wer ist er schon? Ein Mann, der großspurig und selbstgefällig auftritt, nur weil die Leute ihn „exzellenz“ tituliert haben. Ja, er besitzt ein gewisses Maß an Taktgefühl und einige Umgangsformen. Aber er ist nicht so überragend, wie Sie glauben. Er wiederholt sich. Er erzählt die gleiche Geschichte zweimal - und was noch schlimmer ist, er hat ein so schlechtes Gedächtnis, daß er einem die Geschichte wieder erzählt, die er von einem selbst gehört hat! Ein Mann mit außergewöhnlichen Fähigkeiten? Ganz und gar nicht. Ein alter Langweiler und Windbeutel, sonst nichts!« »Aha!« sagte ich in plötzlicher Erkenntnis.

Es stimmte, daß Boyd Carringtons Gedächtnis nicht das beste war. Er hatte tatsächlich einen Fauxpas begangen, der, wie ich jetzt erkannte, Poirot ziemlich verärgert hatte. Poirot hatte ihm eine Geschichte aus seiner Zeit bei der belgischen Polizei erzählt, und wenige Tage später, als wir alle im Garten versammelt waren, hatte Boyd Carrington Poirot in aller Unschuld die gleiche Geschichte serviert und mit den Worten eingeleitet: »Mir fällt da eine Anekdote ein, die mir der Chef der Sûrete in Paris erzählte . . .«

Ich begriff jetzt, wie übel Poirot das aufgenommen hatte. Ich schwieg taktvoll und zog mich zurück.

Ich ging hinunter in den Garten. Da ich niemand antraf, spazierte ich durch ein kleines Wäldchen und gelangte zu einem grasbewachsenen Hügel, auf dem ein halb verfallenes Sommerhäuschen stand. Hier ließ ich mich nieder, zündete meine Pfeife an und machte mich daran, die Probleme zu überdenken.

Wer auf Styles hatte ein einigermaßen begründetes Motiv für einen Mord - oder wem könnte ein solches unterstellt werden? Abgesehen von Colonel Luttrell, der wohl kaum imstande war, seine Frau mitten beim Bridge zu erschlagen- wenn diese Handlungsweise auch verständlich gewesen wäre -, fiel mir zunächst niemand ein. Die Schwierigkeit war, daß ich nicht genug über die Leute wußte. Zum Beispiel über Norton und Miss Cole. Welches waren gewöhnlich die Motive für Mord? Geld? Boyd Carrington war, soweit ich wußte, der einzige reiche Mann hier. Wer würde sein Geld erben? Jemand von den Gästen? Ich nahm es kaum an, aber das war ein Punkt, dem man nachgehen mußte. Er konnte sein Geld beispielsweise der Forschung vermacht und Franklin als Treuhänder bestimmt haben. Das zusammen mit Franklins ziemlich unvorsichtigen Äußerungen über die Austilgung von achtzig Prozent der Menschheit könnte den Arzt erheblich belasten. Oder vielleicht waren Norton oder Miss Cole ent-

fernte Verwandte von Boyd Carrington und damit automatisch erb-berechtigt. Diese Möglichkeit war vielleicht ziemlich weit hergeholt, aber nicht ausgeschlossen. War Colonel Luttrell, ein alter Freund des Baronets, in dessen Testament bedacht worden? Mit diesen Überlegungen schien der Geldaspekt ausgeschöpft zu sein, und ich wandte mich romantischeren Möglichkeiten zu. Da waren zum Beispiel die Franklins. Mrs. Franklin war leidend. Konnte es sein, daß sie langsam vergiftet wurde - und würde man ihren Mann der Tat verdächtigen, wenn sie starb? Er war Arzt und hatte zweifellos Mittel und Gelegenheit dazu. Wie stand es mit dem Motiv? Ein unbehagliches Gefühl überkam mich, als mir einfiel, daß Judith in die Sache verwickelt sein könnte. Ich wußte zwar, daß ihre Beziehung zu Franklin rein sachlich war- aber würde die Öffentlichkeit das auch glauben? Würde ein zynischer Polizeibeamter es glauben? Judith war eine ausgesprochen hübsche junge Frau. Und bei wie vielen Verbrechen war eine attraktive Sekretärin oder Assistentin das Motiv gewesen! Der Gedanke an diese Möglichkeit versetzte mich in Schrecken.

Als nächstes zog ich Allerton in Betracht. Konnte es irgendeinen Grund geben, Allerton aus dem Weg zu räumen? Wenn es tatsächlich zu einem Mord kam, hätte ich am liebsten Allerton als Opfer gesehen! An Motiven, ihn umzubringen, durfte es eigentlich nicht mangeln. Vielleicht Miss Cole, die zwar nicht mehr ganz jung, aber immer noch eine sehr gutaussehende Frau war? Falls sie und Allerton jemals ein intimes Verhältnis miteinander gehabt hatten, wofür allerdings nicht der geringste Anhaltspunkt bestand, konnte sie aus Eifersucht zu einer solchen Tat getrieben werden. Doch wenn Allerton selbst X war . . .

Ich schüttelte ungeduldig den Kopf. Alle diese Überlegungen brachten mich keinen Schritt weiter. Ein knirschendes Geräusch auf dem Kiesweg unten im Garten erregte meine Aufmerksamkeit. Es war Franklin, der mit vorgebeugtem Kopf, die Hände in den Taschen, eilig aufs Haus zustrebte. Seine ganze Haltung drückte Niedergeschlagenheit aus. Als ich ihn so sah, in einem Moment, wo er sich unbeobachtet glaubte, erkannte ich, daß er ein sehr unglücklicher Mann war.

Ich war so vertieft in seinen Anblick, daß ich nicht merkte, wie sich jemand näherte, und überrascht herumfuhr, als Miss Cole mich ansprach.

»Ich habe Sie gar nicht kommen hören«, erklärte ich, während ich mich erhob. Sie betrachtete das Sommerhäuschen. »Ein richtiges viktorianisches

Relikt!«

»Ja, und voll Spinnweben, fürchte ich. Wollen Sie sich nicht setzen? Ich mache Ihnen einen Platz sauber.«

Ich fand, daß dies eine gute Gelegenheit war, einen der Mitbewohner des Hauses besser kennenzulernen. Ich musterte Miss Cole verstohlen, während ich die Spinnweben entfernte.

Sie war eine Frau etwa Mitte Dreißig, etwas verhärmmt, mit einem gutgeschnittenen Profil und sehr schönen Augen. Ihr Wesen hatte etwas Reserviertes, ja etwas Mißtrauisches. Mir kam plötzlich zu Bewußtsein, daß diese Frau gelitten haben mußte und deshalb kein Vertrauen mehr zum Leben hatte. Ich wollte gern mehr über Elizabeth Cole erfahren.

»So«, sagte ich, wobei ich zum letztenmal mit dem Taschentuch über den Sitz fuhr, »sauberer wird es nicht.«

»Danke schön«, meinte sie lächelnd und setzte sich. Ich ließ mich neben ihr auf dem Bänkchen nieder, das bedenklich knarrte, aber unser Gewicht trug.

»Erzählen Sie mir, was Sie eben gedacht haben«, sagte Miss Cole.

»Sie schienen ganz in Gedanken versunken zu sein,« »Ich habe Dr. Franklin beobachtet«, antwortete ich langsam. »Ach ja?«

Ich sah keinen Grund, ihr meinen Eindruck zu verschweigen. »Er kam mir sehr unglücklich vor.«

»Das ist er auch«, sagte Miss Cole. »Hatten Sie es vorher nicht bemerkt?«

Meine Überraschung war mir, glaube ich, deutlich anzusehen. »Nein - nein - das habe ich nicht«, stammelte ich. »Ich war immer der Meinung, daß er vollkommen in seiner Arbeit aufgeht.« »Sie haben recht.«

»Nennen Sie das unglücklich? Ich hätte gedacht, daß das ein sehr glücklicher Zustand ist.«

»Oh, das bestreite ich nicht - nur ist es schlimm, wenn man dabei nicht tun kann, was man für notwendig hält. Wenn man nicht sein Bestes geben kann.«

Ich blickte sie verwirrt an. »Letzten Herbst«, fuhr sie erklärend fort, »wurde Dr. Franklin die Chance geboten, nach Afrika zu fahren und seine Forschungsarbeiten dort fortzusetzen. Er ist, wie Sie wissen, ungeheuer interessiert an Tropenmedizin und hat auf diesem Gebiet bereits erstklassige Ergebnisse erzielt.« »Und er hat diese Chance nicht ergriffen?« »Nein. Seine Frau war dagegen. Sie hätte das Klima nicht vertragen

und lehnte es ab, allein zurückzubleiben, vor allem auch deshalb, weil sie sich finanziell hätte einschränken müssen. Das Honorar, das Dr. Franklin geboten wurde, war nicht sehr hoch.«

»Ach«, sagte ich und fügte langsam hinzu: »Und er hatte wohl das Gefühl, daß er sie in ihrem Zustand nicht alleinlassen durfte.« »Wissen Sie viel darüber, Captain Hastings?« »Nein - ich - Aber sie ist doch leidend, oder?«

»Jedenfalls genießt sie es, krank zu sein«, sagte Miss Cole hart. Ich blickte sie zweifelnd an. Ihre Sympathien waren deutlich auf der Seite des Mannes.

»Frauen, die kränklich sind«, meinte ich zögernd, »neigen vermutlich zu Egoismus?«

»Ja, ich glaube, daß Kranke - chronisch Kranke - im allgemeinen sehr egoistisch sind. Vielleicht darf man ihnen das nicht übelnehmen. Es ist so verständlich.«

»Und Sie halten Mrs. Franklins Krankheit nicht für sehr ernst?« »Oh, das möchte ich nicht behaupten. Es ist nur eine Vermutung von mir. Wenn ihr an einer Sache etwas liegt, ist sie anscheinend immer recht gut in der Lage, es auch auszuführen.«

Ich dachte schweigend über das Gesagte nach. Miss Cole schien mit den Einzelheiten des Franklinschen Haushalts sehr vertraut zu sein. Ich fragte neugierig: »Sie sind mit Dr. Franklin wohl sehr gut bekannt?«

Sie schüttelte den Kopf. »O nein. Ich habe die Franklins nur ein- oder zweimal gesehen, bevor wir uns hier wieder trafen.« »Aber er hat Ihnen von sich erzählt, nehme ich an?« Wieder schüttelte sie den Kopf. »Nein. Was ich Ihnen eben erzählt habe, weiß ich von Ihrer Tochter Judith.«

Judith, dachte ich mit einer gewissen Bitterkeit, sprach offenbar mit allen, außer mit mir.

»Judith hängt sehr an ihrem Chef«, fuhr Miss Cole fort, »und sie steht ganz auf seiner Seite. Sie verurteilt Mrs. Franklins Egoismus aufs schärfste.«

»Und Sie - halten Sie sie auch für egoistisch?«

»Ja, aber ich kann sie verstehen. Ich- ich- kann mich in Kranke hineinversetzen. Ich verstehe auch Dr. Franklins Rücksichtnahme. Judith ist der Ansicht, daß er seine Frau irgendwo unterbringen sollte, um sich dann ganz der Forschung zu widmen. Ihre Tochter ist eine begeisterte Wissenschaftlerin.«

»Ich weiß«, entgegnete ich bekümmert. »Das macht mir zuweilen Sorgen. Es kommt mir etwas unnatürlich vor, wissen Sie? Ich habe

das Gefühl, sie sollte etwas - menschlicher sein, sich mehr Vergnügen gönnen, sich in den einen oder andern netten jungen Mann verlieben. Die Jugend ist schließlich die Zeit, in der man sich austoben kann - statt den ganzen Tag über Reagenzgläsern zu hocken. Das ist nicht natürlich! Damals, zu unserer Zeit, haben wir uns vergnügt -geflirtet- gelacht- Sie wissen schon!«

Miss Cole schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie in seltsam kühlem Ton: »Ich weiß es nicht.«

Ich war sehr betroffen. Ohne mir dessen bewußt zu sein, hatte ich sie und mich als Altersgenossen bezeichnet- und jetzt wurde mir plötzlich klar, daß sie beträchtlich jünger sein mußte als ich und meine Bemerkung äußerst taktlos gewesen war. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte.

»Nein, nein, das habe ich nicht gemeint«, fiel sie mir ins Wort. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen! Ich war in diesem Sinn nie jung. Das, was man „eine schöne Zeit“ nennt, habe ich nicht gekannt.«

Aus ihrer Stimme klangen Bitterkeit und Groll, und ich sagte etwas hilflos: »Das tut mir leid.«

Sie lächelte. »Ach, das ist jetzt egal. Machen Sie nicht so ein bestürztes Gesicht. Wir wollen lieber von etwas anderm reden.« Ich gehorchte. »Erzählen Sie mir etwas über die Leute hier, falls es nicht alles Fremde für Sie sind«, bat ich sie.

»Ich kenne die Luttrells von Kindheit an. Es ist ziemlich traurig, daß sie so etwas machen müssen - vor allem für ihn. Er ist ein lieber Kerl. Und sie ist netter, als man annehmen würde. Sie mußte ihr Leben lang sparen und haushalten, und das hat sie etwas - nun - etwas habgierig gemacht. Wenn man ständig aufs Geld achten muß, wirkt sich das am Ende auf den Charakter aus. Das einzige, was mir an ihr tatsächlich etwas mißfällt, ist ihre überschwengliche Art.« »Und Mr. Norton?«

»Da gibt es eigentlich nicht viel zu sagen. Er ist sehr nett - ziemlich schüchtern- ein bißchen langweilig vielleicht. Er war immer ziemlich schwächlich. Er lebte mit seiner Mutter zusammen - einer dummen, mürrischen Person. Ich glaube, sie hat ihn sehr bevormundet. Sie ist vor ein paar Jahren gestorben. Er interessiert sich für Vögel und Blumen und solche Sachen. Er ist ein sehr netter Mensch - und er sieht eine ganze Menge.« »Durch sein Fernglas, meinen Sie?«

Miss Cole lächelte. »Ganz so wörtlich hatte ich es eigentlich nicht gemeint. Ich wollte sagen, daß er eine Menge bemerkt. Das ist oft so bei

diesen stillen Menschen. Er ist selbstlos - und für einen Mann sehr rücksichtsvoll, aber auch ziemlich - untüchtig, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Ich nickte. »O ja, ich verstehe.«

»Das ist das Deprimierende an Orten wie diesem hier«, sagte Elizabeth Cole unvermittelt in dem gleichen bitteren Ton wie vorhin. »Gästehäuser, die von verarmten netten Leuten geführt werden. Sie sind voll von Versagern, von Leuten, die es zu nichts gebracht haben und es auch nie mehr zu etwas bringen werden, von Leuten, die - die am Leben zerbrochen sind, die alt und müde und am Ende sind.« Ich spürte, wie sich in mir eine tiefe Traurigkeit ausbreitete. Wie recht sie mit ihren Worten hatte! Das waren wir- eine Versammlung schattenhafter Gestalten: *graues Haar, graue Herzen, graue Träume*. Ich selbst traurig und einsam, die Frau neben mir verbittert und enttäuscht. Dr. Franklin, dessen ehrgeizige Pläne vereitelt worden waren, seine Frau ein krankes Geschöpf. Der stille, kleine, hinkende Norton mit seinen Vögeln. Und selbst Poirot, der einstmals so sprühende Poirot, ein gebrochener, verkrüppelter alter Mann

...

Wie anders war es damals gewesen- damals, als ich das erstmal Styles besuchte. Der Gedanke daran war so überwältigend, daß ich einen unterdrückten Ausruf des Bedauerns ausstieß. »Was haben Sie?« fragte meine Begleiterin.

»Nichts. Ich war nur so betroffen über den Unterschied - wissen Sie, ich war vor vielen Jahren schon einmal hier, als junger Mann. Und ich dachte an den Unterschied zwischen damals und heute.« »Ich verstehe. Dann war dies also ein glückliches Haus? Die Bewohner waren glücklich?« Seltsam, wie die Gedanken manchmal kaleidoskopartig durcheinanderwirbeln. So erging es mir jetzt. Die Erinnerungen und Ereignisse verschoben sich auf verwirrende Weise. Dann ordnete sich das Mosaik zu seiner richtigen Form.

Mein Bedauern hatte der Vergangenheit als solcher gegolten und nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Denn schon damals, in jener längst vergangenen Zeit, hatte es auf Styles kein Glück gegeben. Nüchtern erinnerte ich mich, wie es wirklich gewesen war: Mein Freund John und seine Frau waren gleichermaßen unglücklich und rieben sich auf in dem Leben, das sie führen mußten; Lawrence Cavendish litt unter Schmerz; Cynthia, deren jungmädchenhafte Heiterkeit durch die abhängige Position, in der sie sich befand, erdrückt wurde; Inglethorp, der um des Geldes willen eine reiche Frau geheiratet hatte . . . Nein, keiner von ihnen war glücklich gewesen.

Und auch jetzt war keiner hier glücklich. *Styles* war kein glückbringendes Haus.

»Ich habe mich von falscher Sentimentalität leiten lassen«, sagte ich zu Miss Cole. »Dies war nie ein glückliches Haus und ist es jetzt auch nicht. Jeder hier ist unglücklich.« »Nein, nein, Ihre Tochter-«

»Judith ist nicht glücklich«, stellte ich mit plötzlicher Gewißheit fest. Nein, Judith war es nicht. »Vielleicht Boyd Carrington«, fuhr ich zweifelnd fort.

»Er hat neulich zwar gesagt, daß er einsam ist- aber ich glaube, er fühlt sich ganz wohl in seiner Haut- mit seinem Haus und allem.«

»Bei Sir William ist es etwas ganz anderes«, sagte Miss Cole scharf. »Er gehört nicht hierher wie wir ändern. Er gehört zu der Welt da draußen - der Welt des Erfolgs und der Unabhängigkeit. Sein Leben war sehr erfolgreich, und er ist sich dessen bewußt. Er gehört nicht zu den - zu den Verkrüppelten.«

Eigenartig, daß sie diesen Ausdruck gewählt hatte. Ich sah sie eindringlich an. »Können Sie mir erklären, warum Sie gerade dieses Wort benutzt haben?« fragte ich.

»Weil es zutrifft«, antwortete sie mit plötzlicher Entschlossenheit. »Auf mich jedenfalls. Ich bin verkrüppelt!«

»Sie müssen sehr unglücklich gewesen sein«, sagte ich mitfühlend. »Sie wissen nicht, wer ich bin, oder?« fragte sie ruhig. »Nun - ich weiß, wie Sie heißen -«

»Cole ist nicht mein richtiger Name - es war der Name meiner Mutter. Ich nahm ihn - hinterher an.« »Hinterher?«

»Mein richtiger Name ist Litchfield.«

Zuerst begriff ich nicht - der Name kam mir nur irgendwie vertraut vor. Dann erinnerte ich mich. »Matthew Litchfield!«

Sie nickte. »Sie haben also davon gehört. Das war es, was ich eben gemeint habe. Mein Vater war krank und ein Tyrann. Wir durften kein normales Leben führen. Wir durften keine Freunde einladen. Er gab uns kein Geld. Wir lebten - wie im Gefängnis.« Sie hielt inne und sah mich mit ihren schönen Augen an. Die Pupillen waren groß und schwarz. »Und dann hat meine Schwester- meine Schwester-« Sie schwieg.

»Bitte, reden Sie nicht weiter! Es ist zu schmerzlich für Sie. Ich weiß Bescheid. Sie brauchen es mir nicht zu erzählen.« »Aber nein, Sie können nichts wissen! Daß Maggie ... Es ist fast -

unmöglich! Ich weiß, daß sie sich der Polizei gestellt und gestanden hat. Trotzdem kann ich es manchmal nicht glauben. Ich habe irgendwie das Gefühl, daß es nicht wahr ist, daß es so, wie sie behauptet, nicht passiert ist- nicht passiert sein kann!«

»Sie meinen . . .« Ich zögerte. »Meinen Sie, daß die Fakten nicht zusammenpaßten«

»Nein, nein«, unterbrach sie mich. »Es handelt sich um Maggie selbst. Es paßte nicht zu ihr! Es war nicht- Maggie war es nicht!« Worte drängten sich mir auf die Lippen, aber ich sprach sie nicht aus. Der Tag war noch nicht gekommen, an dem ich zu ihr sagen konnte: »Sie haben recht. Maggie war es nicht . . .«

## 9

Es muß gegen sechs Uhr gewesen sein, als Colonel Luttrell den Weg entlangkam. Er hatte ein Gewehr bei sich und trug ein paar rote Ringeltauben.

Er zuckte überrascht zusammen, als ich ihn anrief. »Hallo, was machen Sie beide denn hier? Sie haben sich ein gefährliches Plätzchen ausgesucht. Das Haus ist sehr baufällig und kann über Ihren Köpfen einstürzen. Ich fürchte, Sie machen sich schmutzig, Elizabeth.«

»Oh, keine Sorge! Captain Hastings hat sein Taschentuch geopfert, damit mein Kleid sauber bleibt.« »So?« murmelte der Colonel abwesend.

»Das ist gut.« Er stand da und zupfte an seinem Bärtchen, und wir standen auf und schlössen uns ihm an.

Er schien mit seinen Gedanken weit fort zu sein. Immerhin raffte er sich zu der Bemerkung auf: »Ich habe versucht, ein paar von diesen verdammt Ringeltauben zu schießen. Sie richten viel Schaden an, wissen Sie!«

»Ich habe gehört, daß Sie ein guter Schütze sind«, meinte ich. »So? Wer hat Ihnen denn das erzählt? Ach so, Boyd Carrington! Das war einmal - das war einmal! Ich bin etwas eingerostet. Das Alter macht sich bemerkbar.« »Die Augen wahrscheinlich«, vermutete ich.

»Nein, nein«, protestierte er sofort. »Meine Augen sind so gut wie eh und je. Das heißt- zum Lesen brauche ich natürlich eine Brille. Aber in die Ferne sehe ich noch tadellos.« Nach einiger Zeit wiederholte er:

»Ja, tadellos. Aber das ist nicht so wichtig . . .« Seine Stimme verlor sich in unverständlichem Gemurmel.

Miss Cole blickte um sich. »Was für ein wunderschöner Abend«, sagte sie.

Sie hatte recht. Die Sonne stand im Westen und brachte mit ihren rot-goldenen Strahlen die satten Grüntöne der Bäume zum Erlühen. Es war einer der stillen, friedlichen und sehr englischen Abende, an die man sich besonders in fernen tropischen Ländern häufig erinnert. Ich machte eine entsprechende Bemerkung.

»Ja, ja«, stimmte Colonel Luttrell eifrig zu. »Ich habe oft an solche Abende gedacht- draußen in Indien. Man sehnt sich dann nach der Zeit, wo man ausgedient hat und sich zur Ruhe setzen kann.« Ich nickte. Er fuhr in verändertem Ton fort: »Ja, sich zur Ruhe setzen, in die Heimat zurückkehren - nichts ist so, wie man es sich vorstellt-nein- nein!«

Ich dachte, daß es in seinem Fall wohl in besonderem Maße zutraf. Er hatte sich gewiß nicht vorgestellt, daß er ein schlechtgehendes Gästehaus führen würde, mit einer zänkischen Frau an seiner Seite, die ihm ständig über den Mund fuhr und sich beklagte.

Langsam gingen wir auf das Haus zu. Norton und Boyd Carrington saßen auf der Terrasse, und wir setzten uns zu ihnen, während Miss Cole im Haus verschwand.

Wir unterhielten uns ein paar Minuten. Colonel Luttrell schien munterer geworden zu sein. Er machte einige scherzhafte Bemerkungen und wirkte viel aufgeräumter als sonst. »Das war ein heißer Tag«, sagte Norton. »Ich bin durstig.« »Wie war's mit einem Drink- auf Kosten des Hauses?« fragte der Colonel und strahlte vor Eifer.

Wir nahmen dankend an. Er stand auf und lief hinein. Der Teil der Terrasse, auf dem wir saßen, lag direkt vor dem offenstehenden Eßzimmerfenster.

Wir hörten, wie der Colonel drinnen eine Schranktür öffnete. Dann drang das Quietschen eines Korkenziehers zu uns heraus und das leise »Plop«, mit dem der Korken aus der Flasche gezogen wurde. Gleich darauf vernahmen wir Mrs. Luttrells hohe, schrille Stimme. »Was machst du da, George?«

Des Colonels Antwort klang gedämpft. Wir verstanden nur ab und zu ein gemurmelttes Wort wie »die Burschen draußen . . . einen Drink . . .«

Dann brach die unangenehme, schrille Stimme gereizt los: »Das wirst du nicht tun, George! Was fällt dir ein! Wie soll sich dieses Haus je

rentieren, wenn du herumgehst und alle freihältst? Wer einen Drink will, muß dafür bezahlen. Ich besitze jedenfalls Geschäftssinn, auch wenn er dir abgeht. Ohne mich wärst du längst bankrott. Ich muß auf dich aufpassen wie auf ein kleines Kind. Ja, genau wie auf ein kleines Kind! Dir fehlt jeder Funken Verstand. Gib die Flasche her! Gib sie her, sage ich!«

Wieder war ein verzweifelt protestierendes Murmeln zu hören. Mrs. Luttrell antwortete bissig: »Das ist mir gleich, was sie denken! Die Flasche kommt wieder in den Schrank! Außerdem werde ich abschließen.«

Man hörte, wie ein Schlüssel umgedreht wurde. »So, dabei bleibt's!« Diesmal war die Stimme des Colonels deutlicher zu vernehmen. »Du gehst zu weit, Daisy! Das lasse ich mir nicht gefallen!« »So - das läßt du dir nicht gefallen? Und wer glaubst du denn, daß du bist? Wer führt hier dieses Haus? Ich! Vergiß das ja nicht!« Ein Vorhang wurde beiseite geschoben, Mrs. Luttrell verließ offenbar den Raum.

Es dauerte einige Minuten, bis der Colonel auftauchte. Er schien in der kurzen Zeit wesentlich gealtert zu sein.

Unter uns war keiner, der nicht mit dem Colonel gefühlt und Mrs. Luttrell am liebsten umgebracht hätte.

»Es tut mir schrecklich leid«, sagte er mit gepreßter und unnatürlich klingender Stimme. »Der Whisky ist anscheinend alle.« Es konnte ihm nicht entgangen sein, daß wir die ganze Szene mitangehört hatten. Schon unser Verhalten hätte es ihm verraten müssen. Wir fühlten uns alle äußerst unbehaglich, und Norton verlor völlig den Kopf und versicherte zunächst hastig, daß er eigentlich gar keinen Drink gewollt habe - so kurz vor dem Essen, nicht wahr? -, wechselte dann rasch das Thema und machte eine Reihe höchst unzusammenhängender Bemerkungen. Es war eine äußerst peinliche Situation, Ich fühlte mich wie gelähmt, und Boyd Carrington, der als einziger imstande gewesen wäre, den richtigen Ton zu treffen, kam wegen des Geplappers von Norton nicht zum Zug.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Mrs. Luttrell mit Gartenhandschuhen und einem Löwenzahnstecher einen Gartenpfad hinunterging. Sie war gewiß eine tüchtige Frau, aber in diesem Moment haßte ich sie. Kein Mensch hat das Recht, einen anderen Menschen zu demütigen.

Norton redete noch immer mit fieberhaftem Eifer. Er hatte eine Ringueltaube hochgehoben und erzählte, wie er in der Schule ausgelacht

worden sei, weil ihm beim Anblick eines geschossenen Kaninchens schlecht geworden war. Dann kam er auf Schneehühner zu sprechen und verbreitete sich in einer langatmigen und ziemlich pointenlosen Geschichte über einen Unfall in Schottland, bei dem ein Treiber erschossen worden war. Wir sprachen über verschiedene Jagdunfälle, von denen wir gehört hatten, und schließlich räusperte sich Boyd Carrington und begann:

»Da ist einmal eine komische Sache passiert mit einem Offiziersburschen von mir. Er war Ire. Er hatte Urlaub und fuhr nach Irland. Nach seiner Rückkehr fragte ich ihn, ob es schön gewesen sei. „Gewiß, Euer Ehren, das war der schönste Urlaub in meinem ganzen Leben.“

„Das freut mich“, sagte ich, wobei ich mich über seine Begeisterung ein wenig wunderte.

„O ja, gewiß, es war ein großartiger Urlaub! Ich habe meinen Bruder erschossen.“

»Deinen Bruder erschossen!“ rief ich aus.

„O ja, gewiß. Das hatte ich schon seit Jahren vor. Und jetzt saß ich da auf einem Dach in Dublin, und wer kam die Straße herauf? Kein anderer als mein Bruder. Und ich mit einem Gewehr in der Hand! Es war ein Meisterschuß, das können Sie mir glauben. Ein glatter Treffer. Mann, das war ein schöner Augenblick, den werde ich nie vergessen! „«

Boyd Carrington war ein guter Erzähler, der eine Geschichte mit der richtigen Betonung vorzutragen wußte, und wir lachten alle und fühlten uns wohler. Als er aufstand und sich mit der Bemerkung, er müsse vor dem Essen noch ein Bad nehmen, entfernte, drückte Norton unser aller Gefühle aus, indem er begeistert sagte: »Was für ein großartiger Bursche!«

Ich stimmte ihm zu, und Luttrell meinte: »Ja, ein feiner Kerl.« »Soweit ich weiß, hat er immer Erfolg gehabt«, fuhr Norton fort. »Alles, was er anpackte, ist ihm gelungen. Klarer Verstand, weiß, was er will- ein richtiger Mann der Tat. Ein Erfolgsmensch, wie er im Buche steht.«

»Solche Männer gibt es«, sagte Luttrell nachdenklich. »Alles, was sie anpacken, gelingt ihnen. Sie können nichts falsch machen. Manche Leute haben das Glück für sich gepachtet.« Norton schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das hat nichts mit Glück zu tun.« Er zitierte bedeutungsvoll: »Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus, durch eigene Schuld nur sind wir Schwächlinge!« »Vielleicht haben Sie recht«, meine Luttrell.

Ich sagte rasch: »Er hat zumindest das Glück gehabt, *Knatton* zu erben. Was für ein herrlicher Besitz! Aber er sollte wirklich heiraten. Ganz allein wird er sich dort sehr einsam fühlen.« Norton lachte. »Heiraten und sich zur Ruhe setzen? Und wenn ihn seine Frau tyrannisiert?«

Es war wirklich Pech. Eine Bemerkung, die man überall hätte machen können. Unter den gegebenen Umständen klang sie allerdings äußerst unpassend, und Norton merkte dies, sobald die Worte heraus waren. Er stockte, schnappte nach Luft und schwieg verlegen, wodurch alles noch schlimmer wurde.

Er und ich begannen gleichzeitig von etwas anderem zu reden. Ich machte eine idiotische Bemerkung über das Abendrot. Norton murmelte etwas von einer Partie Bridge nach dem Essen. Colonel Luttrell nahm von beidem keine Notiz. Er sagte mit seltsam ausdrucksloser Stimme: »Nein, Boyd Carrington würde von seiner Frau nicht tyrannisiert werden. Er würde sich einfach nicht tyrannisieren lassen. Er ist in Ordnung. Er ist eben ein Mann!« Es war sehr peinlich. Norton begann wieder über Bridge zu schwätzen. Währenddessen flatterte eine große Ringeltaube über unsere Köpfe und ließ sich auf einem in der Nähe stehenden Baum nieder. Colonel Luttrell hob sein Gewehr. »Da ist wieder eins von den Biestern!« sagte er.

Doch bevor er auf die Taube zielen konnte, hatte sie sich erhoben und war zwischen den Bäumen davongeflogen.

Im nächsten Augenblick zog eine Bewegung am Hang die Aufmerksamkeit des Colonels auf sich.

»Verdammter, dort drüben knabbert ein Kaninchen die jungen Obstbäume an. Dabei habe ich einen Zaun gezogen!« Er hob das Gewehr, schoß, und soviel ich sah . . . Von drüben ertönte der Schrei einer Frau, der in einem gräßlichen Gurgeln erstickte.

Der Colonel sackte in sich zusammen, das Gewehr entglitt seiner Hand - er biß sich auf die Lippen. »Mein Gott - das ist Daisy!« rief er.

Ich rannte über den Rasen. Norton folgte mir. Es war tatsächlich Mrs. Luttrell. Sie hatte sich niedergekniet, um einen jungen Obstbaum an einen stützenden Pfahl zu binden. Das Gras war hier sehr hoch, weshalb der Colonel sie nicht erkannt, sondern nur eine Bewegung im Gras wahrgenommen haben mußte. Außerdem war das Licht sehr ungünstig. Die Kugel hatte ihre Schulter durchschlagen, und aus der Wunde schoß Blut.

Ich beugte mich hinab, um die Verletzung zu untersuchen, und sah dann zu Norton auf. Er lehnte mit grünlich verfärbtem Gesicht an einem Baum und machte den Eindruck, als würde er sich gleich übergeben. »Ich kann kein Blut sehen«, sagte er entschuldigend. »Holen Sie Franklin! Oder die Schwester!« befahl ich. Er nickte und lief davon.

Schwester Craven erreichte den Schauplatz des Geschehens als erste. Sie war in unglaublich kurzer Zeit da und machte sich sofort daran, die Blutung zu stillen. Gleich darauf traf Franklin ein. Sie schafften die Verletzte ins Haus und betteten sie in ihr Zimmer. Franklin versorgte die Wunde und rief dann den Hausarzt an, während Schwester Craven bei Mrs. Luttrell blieb. Ich traf Franklin, als er vom Telefonieren kam. »Wie geht es ihr?«

»Oh, sie wird es überstehen. Zum Glück ist kein lebenswichtiges Organ verletzt. Wie ist es passiert?«

Ich berichtete. »Ich verstehe«, sagte er. »Wo ist der alte Knabe? Er wird einen ziemlichen Schock haben. Möglicherweise muß man sich um ihn mehr kümmern als um sie. Sein Herz ist nicht mehr das beste.«

Wir fanden Colonel Luttrell im Rauchzimmer. Er sah um den Mund herum bläulich aus und machte einen ganz benommenen Eindruck. Er sagte matt: »Daisy? Ist sie - wie geht es ihr?«

»Sie wird durchkommen«, antwortete Franklin schnell. »Machen Sie sich keine Sorgen!«

»Ich - dachte - ein Kaninchen - an der Rinde - weiß nicht, wie mir ein solcher Fehler unterlaufen konnte. Die Sonne muß mich geblendet haben.«

»So was kann passieren«, meinte Franklin nüchtern. »Ich habe schon ein oder zwei ähnliche Fälle erlebt. Aber lassen Sie mich Ihnen ein Stärkungsmittel geben. Es scheint Ihnen nicht sehr gut zu gehen.« »Ich bin ganz in Ordnung. Kann ich - kann ich zu ihr?« »Im Augenblick nicht. Schwester Craven ist bei ihr. Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen zu machen. Es geht ihr recht gut. Dr. Oliver wird gleich hier sein und es Ihnen bestätigen.«

Ich verließ die beiden und trat hinaus in die Abendsonne. Judith und Allerton kamen den Weg entlang auf mich zu. Er hatte den Kopf zu ihr geneigt, und beide lachten.

Nach der Tragödie, die sich gerade ereignet hatte, brachte mich dieser Anblick sehr auf. Ich rief scharf Judiths Namen, und sie sah überrascht auf. Mit wenigen Worten berichtete ich, was passiert war.

»Was für eine seltsame Begebenheit«, lautete der Kommentar meiner Tochter.

Es schien sie bei weitem nicht so zu berühren, wie ich erwartet hatte. Allertons Reaktion war empörend. Offenbar hielt er das Ganze für einen großartigen Scherz.

»Geschieht der alten Xanthippe recht«, meinte er. »Er hat es bestimmt mit Absicht getan!«

»Ganz gewiß nicht«, wies ich ihn zurecht. »Es war ein Unfall.« »Ja, ja, ich kenne solche Unfälle. Sie kommen manchmal verdammt gelegen. Ich sage Ihnen, wenn der alte Knabe mit Absicht auf sie gezielt hätte, würde ich den Hut vor ihm ziehen.« »Sie liegen mit Ihrer Vermutung vollkommen falsch«, erwiderte ich verärgert.

»Seien Sie da nicht so sicher. Ich kannte zwei Männer, die ihre Frauen erschossen haben. Der eine hat seinen Revolver geputzt. Der andre hat aus Spaß auf sie angelegt, behauptete er, und nicht gewußt, daß das Ding geladen war. Beide sind damit durchgekommen. Verdammt schlauer Trick, würde ich sagen.« »Colonel Luttrell ist nicht der Typ!« meinte ich kühl. »Nun, man kann nicht behaupten, daß es für ihn keine Erleichterung gewesen wäre, oder?« fragte Allerton beharrlich. »Sie haben nicht zufällig Streit gehabt?«

Ich wandte mich ärgerlich ab, womit ich zugleich eine gewisse Verwirrung zu verbergen suchte. Allertons Vermutungen waren nicht so leicht von der Hand zu weisen. In mir regten sich zum erstenmal Zweifel.

Durch das Zusammentreffen mit Boyd Carrington wurden sie nicht beseitigt. Er habe einen Spaziergang zum See hinunter gemacht, erklärte er mir. Nachdem ich ihm von dem Vorfall berichtet hatte, sagte er sofort: »Sie glauben doch nicht, daß er sie erschießen wollte, Hastings?« »Na, hören Sie, mein Lieber!«

»Schon gut, schon gut! Ich hätte das nicht sagen sollen. Ich habe nur so im ersten Moment gedacht . . . Sie - sie hat ihn etwas provoziert.«

Wir schwiegen beide und dachten an die unerfreuliche Szene, die wir ungewollt belauscht hatten.

Unglücklich und besorgt ging ich hinauf zu Poirots Zimmer und klopfte an die Tür. Er hatte es bereits von Curtiss gehört und wartete gespannt darauf,

Einzelheiten zu erfahren. Seit meiner Ankunft auf *Stylus* hatte ich die Gewohnheit angenommen, ihm über die meisten Begegnungen und Unterhaltungen während des Tages genauen Bericht zu erstatten. Ich hatte das Gefühl, daß mein lieber alter Freund sich auf diese Weise weniger abgeschnitten vorkam. Er konnte sich der Illusion hingeben, an allem, was geschah, teilzunehmen. Mein Gedächtnis war schon immer sehr zuverlässig gewesen, und es fiel mir nicht schwer, die Unterhaltungen wörtlich wiederzugeben.

Poirot hörte mir aufmerksam zu. Ich hoffe, daß er den häßlichen Verdacht, der sich inzwischen in meinem Gehirn festgesetzt hatte, entschieden zurückweisen würde, doch bevor er Gelegenheit hatte, mir seine Ansicht mitzuteilen, klopfte es leise an die Tür. Es war Schwester Craven. Sie entschuldigte sich bei uns für die Störung.

»Tut mir leid, ich dachte, Dr. Franklin sei hier! Die alte Dame ist jetzt bei Bewußtsein und macht sich Sorgen um ihren Mann. Sie möchte ihn gern sehen. Wissen Sie, wo er steckt, Captain Hastings? Ich möchte meine Patientin nicht allein lassen.«

Ich erbot mich, ihn zu suchen. Poirot nickte zustimmend, und Schwester Craven bedankte sich herzlich bei mir. Ich fand Colonel Luttrell in einem kleinen Damenzimmer, das selten benutzt wurde. Er stand am Fenster und blickte hinaus. Bei meinem Eintreten fuhr er heftig herum. Seine Augen sahen mich ängstlich und fragend an.

»Ihre Frau ist bei Bewußtsein, Colonel Luttrell. Sie möchte Sie sehen.«

»Oh.« In seine Wangen trat Farbe, wodurch mir erst bewußt wurde, wie bleich er vorher ausgesehen hatte. »Sie - sie - möchte mich sehen?« sagte er langsam und unsicher wie ein sehr alter Mann. »Ich - ich - komme - sofort.«

Er wankte so kraftlos auf die Tür zu, daß ich ihm zu Hilfe eilte. Beim Hinaufgehen stützte er sich mit seinem ganzen Gewicht auf mich. Sein Atem ging heftig. Der Schock, von dem Franklin gesprochen hatte, war schwer.

Wir erreichten die Tür des Krankenzimmers. Ich klopfte an, und Schwester Cravens muntere, energische Stimme rief: »Herein!« Ich trat mit Luttrell, den ich noch immer stützen mußte, ein. Vor dem Bett stand ein Wandschirm. Wir gingen darum herum. Mrs. Luttrell sah sehr krank aus - weiß, zerbrechlich, die Augen geschlossen. Sie öffnete sie, als wir hinter dem Schirm auftauchten. »George - George . . .«, sagte sie mit schwacher, atemloser Stirn-

me.

»Daisy - meine Liebe . . .«

Ihr einer Arm war verbunden und geschient, den ändern streckte sie ihm unsicher entgegen. Er trat einen kleinen Schritt auf sie zu und ergriff ihre zerbrechliche kleine Hand. »Daisy . . .« wiederholte er, und dann sagte er mit heiserer Stimme: »Gott sei Dank, du lebst!« Ich sah den liebevollen und besorgten Ausdruck in seinen tränенfeuchten Augen und schämte mich unserer makabren Verdächtigungen.

Leise schllich ich mich aus dem Zimmer. Ein als Unfall getarnter Mord war das nicht! Diese von Herzen kommende Dankbarkeit ließ sich nicht heucheln. Ich fühlte mich unendlich erleichtert. Als ich über den Korridor ging, war ich überrascht, das Dröhnen des Gongs zu hören. Daß schon soviel Zeit verstrichen war, hatte ich nicht gemerkt. Der Unfall hatte alles durcheinandergebracht. Nur die Köchin hatte den gewohnten Rhythmus eingehalten und zur üblichen Zeit das Abendessen zubereitet.

Die meisten von uns hatten sich nicht umgezogen; Colonel Luttrell erschien nicht. Dagegen war Mrs. Franklin heute heruntergekommen; sie trug ein zartrosa Abendkleid und machte einen ganz gesunden und munteren Eindruck. Franklin wirkte niedergeschlagen und geistesabwesend.

Zu meinem Ärger verschwanden Allerton und Judith nach dem Essen im Garten. Ich saß eine Weile herum und hörte Franklin und Norton zu, die sich über Tropenkrankheiten unterhielten. Norton wußte zu dem Thema wenig zu sagen, aber er war ein interessierter Zuhörer. In der anderen Ecke des Zimmers saßen Mrs. Franklin und Boyd Carrington. Er zeigte ihr einige Vorhang- und Baumwollstoffmuster. Elizabeth Cole las in einem Buch, in das sie ganz vertieft zu sein schien. Ich hatte den Eindruck, daß sie mir gegenüber etwas befangen war. Nach ihren offenherzigen Enthüllungen vom Nachmittag war das eigentlich ganz natürlich. Dennoch bedauerte ich es und hoffte, daß sie es nicht bereute, mir soviel verraten zu haben. Ich hätte ihr gern klargemacht, daß ich ihr Vertrauen respektierte und nichts weitererzählen würde. Doch sie gab mir dazu keine Gelegenheit. Nach einer Weile ging ich hinaus zu Poirot.

Ich fand Colonel Luttrell bei ihm, der im Lichtkegel der einzigen Lampe saß, die angeknipst worden war.

Er redete, und Poirot hörte zu. Der Colonel sprach mehr zu sich selbst als zu seinem Gegenüber.

»Ich erinnere mich noch ganz genau - ja, es war ein Jägerball! Sie trug ein Kleid aus weißem Stoff, ich glaube, Tüll. Er umschwebte sie wie ein Schleier. Ein hübsches Mädchen - ich verlor sofort mein Herz an sie. Das ist das Mädchen, das du heiraten wirst, sagte ich mir. Und tatsächlich, ich schaffte es! Ungeheuer charmante Art, die sie hatte - frech, wissen Sie, schlagfertig. Sie blieb einem keine Antwort schuldig!«

Er kicherte in sich hinein.

Ich sah das Bild vor mir: Daisy Luttrell als junges Mädchen, mit ihrer bezaubernden Keckheit, die im Laufe der Jahre zur Zanksucht geworden war.

Aber es war dieses junge Mädchen, seine erste große Liebe, an die Luttrell heute abend dachte - seine Daisy.

Wieder schämte ich mich über das, was wir vor ein paar Stunden gesagt hatten.

Nachdem Colonel Luttrell schließlich zu Bett gegangen war, erzählte ich die ganze Sache natürlich Poirot.

Er hörte mir sehr ruhig zu. Seinem Gesichtsausdruck war nichts zu entnehmen.

»Das war also Ihre Vermutung, Hastings - daß der Schuß seiner Frau gegolten hat?«

»Ja, und ich schäme mich deswegen«

Poirot winkte ab. »Sind Sie selbst auf den Gedanken gekommen, oder hat Sie jemand darauf gebracht?«

»Allerton hat so etwas gesagt«, antwortete ich gehässig. »Das sieht ihm ähnlich!« »Sonst noch jemand?«

»Boyd Carrington äußerte eine derartige Vermutung.« »Ah! Boyd Carrington.«

»Er ist schließlich ein Mann von Welt und hat Erfahrung.« »Oh, gewiß, gewiß. Aber er war nicht Zeuge des Vorfalls?« »Nein, er war spazieren gegangen. Ein wenig Bewegung vor dem Essen.« »So so!«

»Ich habe eigentlich gar nicht an die Theorie geglaubt«, meinte ich unbehaglich. »Es war nur -«

»Sie brauchen sich wegen Ihres Verdachts nicht solche Gewissensbisse zu machen, Hastings«, unterbrach mich Poirot. »Jeder, der die Begleitumstände kannte, hätte auf diesen Gedanken kommen können. O ja, das war ganz natürlich!« In Poirots Verhalten lag etwas, das ich nicht so recht verstand - eine

gewisse Zurückhaltung. Er beobachtete mich neugierig. »Vielleicht«, sagte ich zögernd. »Aber wenn man sieht, wie sehr er an ihr hängt« Poirot nickte. »Genau! Wie Sie wissen, kommt so etwas häufig vor. Unter Streitereien, Mißverständnissen und offener Feindseligkeit im Alltag kann eine wahre und echte Zuneigung verborgen sein.« Ich stimmte ihm zu. Ich dachte an den zärtlichen Ausdruck, mit dem Mrs. Luttrell zu ihrem Mann aufgeblickt hatte, als er sich über sie beugte. Keine Ungeduld mehr, keine üble Laune und keine scharfe Zunge. Die Ehe, dachte ich, als ich zu Bett ging, war doch eine seltsame Sache. Poirots rätselhaftes Verhalten beunruhigte mich noch immer. Sein neugieriger, forschender Blick - als lauerte er darauf, daß mir etwas Bestimmtes auffallen würde - aber was?

Als ich mich hinlegte, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Wenn Mrs. Luttrell getötet worden wäre, dann wäre es ein Fall wie jene ändern Fälle gewesen! Dem Anschein nach würde Colonel Luttrell seine Frau getötet haben. Man hätte die Sache als Unfall betrachtet, doch gleichzeitig wäre niemand ganz sicher gewesen, ob das stimmte. Die Beweise hätten für Mord nicht ausgereicht, hätten aber den Verdacht auf Mord auch nicht ausgeschlossen. Das bedeutete - das bedeutete - Ja, was bedeutete es?

Das bedeutete - wenn es in dem Ganzen überhaupt einen Sinn gab, daß nicht Colonel Luttrell auf Mrs. Luttrell geschossen hatte, sondern X. Aber das war völlig undenkbar! Ich hatte alles genau gesehen. Es war Colonel Luttrell, der geschossen hatte! Ein weiterer Schuß war nicht abgegeben worden.

Es sei denn - aber das war einfach unmöglich. Nein, vielleicht nicht unmöglich, sondern nur höchst unwahrscheinlich. Doch immerhin möglich . . . Angenommen, ein anderer hatte den Augenblick abgepaßt und im gleichen Moment, als Colonel Luttrell auf ein Kaninchen schoß, auf Mrs. Luttrell geschossen. Auf diese Weise hätte man nur einen einzigen Schuß gehört . Oder, bei einer kleinen zeitlichen Differenz, hätte man den zweiten Schuß als Echo wahrgenommen. Jetzt, da ich darüber nachdachte, war ich fast überzeugt, ein Echo gehört zu haben. Aber nein, die Vorstellung war absurd. Es ließ sich einwandfrei fest-

stellen, aus welcher Waffe eine Kugel stammte. Die Kerben im Projektil mußten zum Gewehrlauf passen.

Allerdings würde man dies nur herausfinden, wenn die Polizei es für nötig hielt zu untersuchen, aus welcher Waffe der Schuß abgefeuert worden war. In diesem Fall hätte keine solche Untersuchung stattgefunden. Denn Colonel Luttrell wäre wie jeder andere der festen Überzeugung gewesen, daß er den tödlichen Schuß abgegeben hatte. Dies wäre fraglos als Tatsache akzeptiert worden; niemand wäre auf den Gedanken gekommen, irgendwelche Tests anzustellen. Es hätten nur Zweifel darüber bestanden, ob der Schuß fahrlässig oder in verbrecherischer Absicht abgegeben worden war - eine Frage, die nie gelöst worden wäre. Und deshalb lag der Fall genau auf der gleichen Linie wie jene anderen Fälle - dem des Arbeiters Riggs, der annahm, er sei der Täter, obwohl er sich an die Tat nicht erinnern konnte, dem von Maggie Litchfield, die den Verstand verlor und sich eines Verbrechens bezichtigte, das sie vielleicht nicht begangen hatte.

Ja, dieser Fall glich genau den übrigen, und ich begriff jetzt, was Poirots seltsames Verhalten zu bedeuten gehabt hatte. Er hatte darauf gewartet, daß mir diese Tatsache auffiel.

10

Am nächsten Morgen teilte ich Poirot meine Überlegungen mit. Sein Gesicht hellte sich auf, und er nickte anerkennend. »Ausgezeichnet, Hastings! Ich war gespannt, ob Ihnen die Ähnlichkeit auffallen würde. Ich wollte Sie nicht mit der Nase darauf stoßen.«

»Dann habe ich also recht? Dies ist ein weiterer Fall X?« »Zweifellos.«

»Aber warum, Poirot? Was ist das Motiv?« Poirot schüttelte den Kopf.  
»Haben Sie keine Vermutung?«

»Doch, ich habe eine Vermutung«, antwortete Poirot langsam. »Sie kennen den Zusammenhang zwischen all diesen verschiedenen Fällen?«

»Ich glaube, ja.«

»Also los!« Ich konnte meine Ungeduld kaum zügeln. »Nein, Hastings!«

»Aber ich muß es wissen!«

»Es ist viel besser, wenn Sie keine Ahnung haben.« »Weshalb?«

»Sie müssen mir einfach glauben!«

»Sie sind unverbesserlich«, sagte ich. »Sie sitzen hier, hilflos und verkrüppelt von Arthritis! Und noch immer versuchen Sie es im Alleingang.«

»Ganz und gar nicht, Hastings! Sie spielen sogar eine sehr wichtige Rolle. Sie sind meine Augen und meine Ohren. Ich weigere mich nur, Ihnen Informationen zu geben, die gefährlich sein könnten.« »Für mich?« »Für den Mörder.«

»Sie wollen nicht«, sagte ich langsam, »daß er denkt, Sie seien ihm auf der Spur. Ist das der Grund? Oder meinen Sie, ich kann nicht selbst auf mich aufpassen?«

»Das eine zumindest sollte Ihnen klar sein, Hastings: Ein Mann, der einmal getötet hat, wird wieder töten - und wieder und wieder.« »Auf jeden Fall«, erklärte ich grimmig, »hat es diesmal keinen Mord gegeben. Eine Kugel wenigstens hat das Ziel verfehlt.« »Ja, das war Glück - wirklich Glück! Wie ich Ihnen schon sagte, lassen sich diese Dinge schwer vorhersehen.«

Er seufzte. Sein Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an. Ich entfernte mich leise in der traurigen Erkenntnis, daß Poirot unfähig geworden war, längere Anstrengungen durchzustehen. Sein Verstand war noch so scharf wie früher, aber er war jetzt ein kranker und müder Mann.

Poirot hatte mich vor dem Versuch gewarnt, die Identität von X zu erforschen. Innerlich hielt ich jedoch noch immer an der Vorstellung fest, daß ich X schon kannte. Es gab auf Styles nur einen einzigen Menschen, dessen Charakter mir ausgesprochen mißfiel. Durch eine einfache Frage konnte ich mir über einen bestimmten Punkt Gewißheit verschaffen. Der Rest würde zwar nur ausschließenden Charakter haben, aber dennoch von einem Wert sein. Ich zog Judith nach dem Frühstück beiseite.

»Wo seid ihr, du und Major Allerton, gestern abend, als ich euch traf, gewesen?«

Das Dumme ist, daß man dazu neigt, über dem einen Aspekt an einer Sache alle anderen zu vergessen. Ich fuhr deshalb erschrocken zusammen, als Judith mich wütend anfauchte. »Also wirklich, Vater, ich weiß nicht, was dich das angeht!« Ich starre sie bestürzt an. »Ich - ich hab' ja nur gefragt.«

»Weshalb? Warum mußt du mich dauernd aushorchen? Was ich gemacht habe, wohin ich gegangen bin, mit wem ich zusammen war - es ist wirklich nicht auszuhalten!«

Das Komische an der Sache war natürlich, daß ich diesmal gar nicht Judith meinte. Mein Interesse galt Allerton.

Ich versuchte, sie zu besänftigen. »Aber Judith, ich werde doch noch eine einfache Frage stellen dürfen!« »Ich begreife nicht, weshalb du das wissen willst.« »Es ist auch nicht so wichtig. Ich meine, ich habe mich nur gewundert, wieso anscheinend keiner von euch beiden - äh - gewußt hat, was geschehen war.«

»Du meinst den Unfall? Nun, wenn du es unbedingt wissen mußt: Ich war im Dorf, um Briefmarken zu holen.«

Ich hakte bei dem Wörtchen »ich« ein. »Allerton hat dich nicht begleitet?« Judith stöhnte verzweifelt. »Nein, das hat er nicht«, erwiderte sie eisig. »Wir haben uns nämlich erst kurz vorm Haus getroffen, und zwar zwei Minuten, bevor wir dir begegneten. Ich hoffe, du bist jetzt zufrieden. Aber ich sag' dir, es geht dich nichts an, und wenn ich den ganzen Tag mit Major Allerton herumspazieren würde! Ich bin einundzwanzig und verdiene mir mein Geld selbst, und wie ich meine Zeit verbringe, ist allein meine Sache!« »Natürlich«, sagte ich in dem Versuch, sie zu bremsen. »Ich bin froh, daß du der gleichen Meinung bist.« Judith schien besänftigt zu sein. Sie lächelte ein wenig. »Ach, mein Lieber, versuche doch mal, dich nicht immer so als Vater aufzuspielen! Du hast ja keine Ahnung, wie einem das auf die Nerven geht! Mach doch nicht soviel Theater!«

»Ich werde mich bessern - wirklich!« versprach ich. In diesem Augenblick tauchte Franklin auf und sagte: »Hallo, Judith! Kommen Sie, wir sind heute spät dran.«

Man konnte seine kurz angebundene Art kaum als höflich bezeichnen, und ich war gegen meinen Willen verärgert. Ich wußte, daß Franklin Judiths Arbeitgeber war, über ihre Zeit verfügen konnte und, da er dafür bezahlte, auch berechtigt war, ihr Anweisungen zu geben. Dennoch sah ich nicht ein, weshalb er ihr nicht mit der üblichen Höflichkeit begegnete. Seine Umfangsformen waren zwar auch sonst nicht gerade vorbildlich, aber im allgemeinen bemühte er sich um eine gewisse Verbindlichkeit. Doch Judith gegenüber war sein Auftreten, vor allem in letzter Zeit, immer sehr schroff und kühl. Er sah sie kaum an, wenn er mit ihr sprach, und bellte nur Befehle. Ju-

dith schien es ihm nicht nachzutragen, aber ich tat es. Mir kam in den Sinn, daß sein Benehmen besonders unglückselig war, weil es einen so scharfen Gegensatz zu Allertons übertriebener Aufmerksamkeit bildete. Zweifellos war John Franklin ein zehnmal besserer Mann als Allerton, doch was seine Anziehungskraft betraf, schnitt er im Vergleich zu ihm sehr schlecht ab.

Ich sah Franklin nach, wie er zum Labor hinunterging: sein linkischer Gang, seine eckige Gestalt, sein knochiges Gesicht mit den Sommersprossen, sein rotes Haar - ein ungelenker und häßlicher Mann ohne irgendwelche augenfälligen Qualitäten. Ein kluger Kopf, das ja, aber einen klugen Kopf allein wußten die wenigsten Frauen zu schätzen. Mit Bestürzung dachte ich daran, daß Judith wegen ihrer Arbeitsbedingungen praktisch nie mit anderen Männern in Berührung kam. Sie hatte keine Gelegenheit, verschiedene attraktive Männer miteinander zu vergleichen. Gemessen an dem schroffen, abweisenden Franklin mußte Allertons windiger Charme sie natürlich beeindrucken! Meine arme Tochter hatte keine Chance, seinen Charakter richtig einzuschätzen.

Wenn sie sich ernsthaft in ihn verliebte? Die Gereiztheit, die sie eben gezeigt hatte, war ein beunruhigendes Zeichen. Ich wußte, daß Allerton ein übler Kerl war - möglicherweise - mehr als das! Wenn Allerton X war? Er konnte es sein: Als der Schuß fiel, waren er und Judith nicht zusammen gewesen.

Und das Motiv für alle diese anscheinend sinnlosen Verbrechen? Ich war der festen Überzeugung, daß Allerton nichts von einem Wahnsinnigen an sich hatte. Er war vollkommen normal - und vollkommen gewissenlos. Und Judith - meine Judith - sah ihn bei weitem zu oft.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mir wegen meiner Tochter keine großen Sorgen gemacht, denn die Beschäftigung mit X und der Möglichkeit, daß sich jeden Augenblick ein Verbrechen ereignen konnte, hatte die persönlicheren Probleme in den Hintergrund treten lassen.

Nun, da es passiert war, da ein Anschlag geschehen und zum Glück fehlgeschlagen war, hatte ich meinen Kopf wieder frei, um über diese Dinge nachzudenken. Und je mehr ich das tat, desto besorgter wurde ich. Eine zufällige Bemerkung, die ich einmal auffing, enthüllte mir die Tatsache, daß Allerton verheiratet war. Boyd Carrington, der über alles und jeden informiert war, setzte mich

genauer ins Bild. Allertons Frau war gläubige Katholikin und hatte ihn kurz nach der Hochzeit verlassen. Aus religiösen Gründen kam eine Scheidung nicht in Frage.

»Und wenn Sie meine Meinung hören wollen«, sagte Boyd Carrington offen, »so kann das diesem Windhund nur recht sein. Seine Absichten sind immer unehrenhafter Art, und eine Frau im Hintergrund erleichtert ihm vieles.« Für einen Vater sehr angenehm zu hören!

Die Tage nach dem Unfall verliefen nach außen hin ziemlich ereignislos, doch meine Unruhe wuchs.

Colonel Luttrell verbrachte die meiste Zeit im Krankenzimmer seiner Frau. Eine Pflegerin war engagiert worden und kümmerte sich um die Kranke, so daß Schwester Craven wieder Mrs. Franklin zur Verfügung stand.

Ohne boshaft sein zu wollen, muß ich anmerken, daß ich an Mrs. Franklin Zeichen von Gereiztheit feststellte, weil sie nicht mehr die Hauptperson war. Die Aufregung und Fürsorge, die sich auf Mrs. Luttrell konzentrierte, verbitterten die kleine Dame, die es gewohnt war, daß ihre eigene Gesundheit im Mittelpunkt des Interesses stand.

Sie ruhte in einem Liegestuhl, preßte die Hand an die Brust und klagte über Herzklopfen. Kein Gericht, das auf den Tisch kam, paßte ihr, und bei allen Wünschen, die sie hatte, trug sie eine große Leidensmiene zur Schau.

»Ich hasse es, daß man wegen mir so viele Umstände machen muß«, klagte sie Poirot. Ich schäme mich meiner angegriffenen Gesundheit. Es ist so - so *demütigend*, andere Leute ständig um Gefälligkeiten bitten zu müssen. Manchmal habe ich das Gefühl, daß Krankheit direkt ein Verbrechen ist. Wenn man nicht gesund und unempfindlich ist, paßt man nicht in diese Welt und sollte stillschweigend verschwinden.«

»Aber nein, Madame!« Poirot war galant wie immer. »Die zarte exotische Blume braucht den Schutz des Gewächshauses - sie kann die rauen Winde nicht vertragen. Das gemeine Unkraut hingegen gedeiht bei jedem Wetter, doch deswegen ist es nicht höher zu schätzen. Sehen Sie mich an - verkrüppelt, unfähig, auch nur einen Schritt zu gehen! Aber ich - ich denke nicht daran, dem Leben den Rücken zu kehren. Ich freue mich an dem, was mir geblieben ist - am Essen, am Trinken und an den Vergnügen des Geistes.« Mrs. Franklin seufzte und murmelte: »In Ihrem Fall ist das auch etwas anderes. Sie sind nur für sich allein verantwortlich. Ich habe noch

meinen armen John. Ich weiß genau, was für eine Last ich für ihn bin. Eine kranke, nutzlose Frau. Ein Mühlstein um seinen Hals.« »Ich bin überzeugt, daß er so etwas nie gesagt hat.« »Oh, gesagt natürlich nicht! Aber Männer sind so einfach zu durchschauen, die Ärmsten! Und John konnte seine Gefühle noch nie verbergen . Er möchte natürlich nicht unfreundlich sein, aber er ist - nun, zu seinem eigenen Glück ist er ein sehr unsensibler Mensch. Er hat keine Gefühle, und deshalb nimmt er an, daß andere auch keine besitzen. Was für ein Geschenk des Himmels, mit dickem Fell geboren zu werden.«

»Ich würde Dr. Franklin nicht als dickfellig bezeichnen.« »Nicht? Aber Sie kennen ihn auch nicht so gut wie ich. Ich weiß natürlich, daß er sich viel freier fühlen würde, wenn es mich nicht gäbe. Manchmal bin ich so schrecklich deprimiert, daß ich denke, was für eine Erlösung es wäre, allem ein Ende zu machen.« »Aber hören Sie, Madame!«

»Für wen bin ich denn schon von irgendwelchem Nutzen? Einfach wegzugehen ins große Unbekannte . . .« Sie schüttelte den Kopf. »Dann wäre John frei.«

»So ein Unsinn«, meinte Schwester Craven, als ich ihr von dieser Unterhaltung berichtete. »Sie wird nichts dergleichen tun. Da können Sie ganz unbesorgt sein, Captain Hastings! Die Leute, die mit ersterbender Stimme davon reden, „allem ein Ende zu machen“, haben nicht die geringste Absicht, ihre Drohungen in die Tat umzusetzen.«

Und ich muß sagen, nachdem sich die Aufregung über Mrs. Luttrells Verletzung gelegt hatte und Schwester Craven wieder verfügbar war, lebte Mrs. Franklin sichtlich auf.

An einem besonders schönen Morgen hatte Curtiss Poirot an ein von Buchen beschattetes Fleckchen in der Nähe des Labors gefahren. Es war einer seiner Lieblingsorte. Vom Ostwind war er vollkommen abgeschirmt, und auch sonst drang kaum eine Brise dorthin. Dies gefiel Poirot, der eine Heidenangst vor Zug hatte. Der frischen Luft mißtraute er. Er hatte sich zwar darein geschickt, sie in Decken gehüllt zu ertragen, aber meiner Meinung nach blieb er viel lieber im Haus. Ich ging hinunter, um ihm Gesellschaft zu leisten, und gerade als ich bei ihm anlangte, trat Mrs. Franklin aus dem Labor. Sie war elegant und machte einen bemerkenswert munteren Eindruck. Sie erklärte, daß sie mit Boyd Carrington hinüber zu seinem Besitz fahren wolle, um ihn bei der Auswahl der Stoffe zu beraten. »Ich habe meine Handtasche gestern im Labor liegenlassen, als ich

John besuchte«, sagte sie. »Armer John! Er und Judith sind nach Tadcaster gefahren, um irgendein chemisches Reagenzmittel zu besorgen, das sie aufgebraucht haben.«

Sie ließ sich auf einen Stuhl neben Poirot sinken und schüttelte mit einer komischen Grimasse den Kopf. »Die Ärmsten - ich bin so froh, daß ich von Wissenschaft nichts verstehe. An einem schönen Tag wie heute kommt einem alles so kindisch vor.« »Lassen Sie das nur keinen Wissenschaftler hören, Madame!« »Nein, natürlich nicht.« Ihr Gesicht wurde ernst. »Sie müssen nicht denken, Monsieur Poirot«, meinte sie ruhig, »daß ich meinen Mann nicht bewundere. Im Gegenteil! Die Art, wie er nur für seine Arbeit lebt, finde ich richtig - großartig.« Ihre Stimme bebte ein wenig.

Mir kam der Verdacht, daß Mrs. Franklin sich darin gefiel, verschiedene Rollen zu spielen. In diesem Augenblick war sie ganz die ergebene, ihren Mann anbetende Ehefrau.

Sie beugte sich vor und legte die Hand auf Poirots Knie. »John«, sagte sie ernst, »ist wirklich ein - eine *Art Heiliger*. Das macht mir manchmal fast Angst.«

Ich fand, daß sie mit dieser Behauptung etwas übertrieb. Doch Barbara Franklin redete mit leuchtenden Augen weiter. »Er würde alles tun - jedes Risiko auf sich nehmen -, um das menschliche Wissen zu erweitern. Finden Sie das nicht großartig?« »Gewiß, gewiß«, beeilte sich Poirot zu versichern. »Aber manchmal«, fuhr Mrs. Franklin fort, »sorge ich mich sehr um ihn! Ich meine, weil ich nicht weiß, bis zu welcher Grenze er gehen würde. Diese gräßliche Bohne, mit der er jetzt experimentiert! Ich fürchte mich davor, daß er sie an sich selbst ausprobieren könnte.« »Er würde sicher entsprechende Vorsichtsmaßnahmen ergreifen«, erklärte ich.

Sie schüttelte mit einem traurigen Lächeln den Kopf. »Sie kennen John nicht! Haben Sie nicht gehört, was er mit dem neuen Gas gemacht hat?« Ich verneinte.

»Es war ein neues Gas, das sie untersuchen wollten. John stellte sich freiwillig zur Verfügung. Er ließ sich für ungefähr sechsunddreißig Stunden in einen Tank einschließen und kontrollierte dabei Puls, Temperatur und Atmung, um die Nachwirkungen zu erforschen und festzustellen, ob sie für Mensch und Tier die gleichen sind. Es war ein schreckliches Risiko, wie einer der Professoren mir nachträglich erzählte. Es hätte ihn leicht das Leben kosten können. Aber so ist John -

er denkt nie an seine eigene Sicherheit. Ich finde es großartig, wenn man so ist, Sie nicht? *Ich hätte nicht genug Mut.*« »Es erfordert tatsächlich sehr viel Mut, so etwas freiwillig zu tun«, meinte Poirot.

»Ja, das stimmt!« sagte Barbara Franklin. »Ich bin schrecklich stolz auf ihn, wissen Sie, aber gleichzeitig mache ich mir auch Sorgen. Denn nach einer gewissen Zeit genügen Meerschweinchen und Frösche nicht mehr. Dann will man die menschliche Reaktion kennenlernen. Deshalb habe ich so furchtbare Angst, daß John diese scheußliche Bohne an sich selbst ausprobiert und etwas Schreckliches passiert.« Sie seufzte und schüttelte den Kopf. »Aber er lacht nur über meine Befürchtungen. Er ist wirklich eine Art Heiliger.« In diesem Moment tauchte Boyd Carrington auf. »Hallo, Babs, bist du fertig?«

»Ja, Bill, ich habe nur auf dich gewartet.« »Hoffentlich wird es dich nicht zu sehr anstrengen.« »Bestimmt nicht. Ich fühle mich besser als seit Jahren.« Sie stand auf, lächelte uns zu und ging mit ihrem Begleiter über den Rasen davon.

»Dr. Franklin, der moderne Heilige - hm«, bemerkte Poirot. »Ein ziemlicher Stimmungswechsel«, sagte ich. »Aber die Dame ist wohl so.« »Wieso denn?«

»Nun- sie gefällt sich in verschiedenen Rollen. Einmal ist sie die unverstandene, vernachlässigte Gattin, ein andermal die aufopfernde, leidende Frau, die dem geliebten Mann keine Last sein will. Heute spielt sie die anbetende Gefährtin. Leider sind alle ihre Rollen etwas überzogen.«

»Sie halten Mrs. Franklin für etwas beschränkt, nicht wahr?« meinte Poirot nachdenklich.

»Nun, ich würde es nicht gerade so ausdrücken - aber sie ist nicht der glänzendste Intellekt.« »Aha, sie ist nicht Ihr Typ!« »Wer ist denn mein Typ?« entgegnete ich bissig. Poirot erwiderte überraschend: »Mund auf, Augen zu, und warten, was einem die gute Fee schickt . . .«

An einer Antwort wurde ich durch Schwester Craven gehindert, die eilig über den Rasen gelaufen kam. Sie lächelte uns mit blitzenden Zähnen zu, schloß die Tür zum Labor auf, ging hinein und kam mit einem Paar Handschuhen zurück. »Zuerst ein Taschentuch und jetzt die Handschuhe - immer bleibt ir-

gend etwas liegen«, bemerkte sie und eilte zu Barbara Franklin und Boyd Carrington zurück.

Mrs. Franklin gehörte offenbar zu jenen geistlosen Frauen, die immer irgend etwas liegenließen, ihre Sachen verstreuten und von jedem mit größter Selbstverständlichkeit erwarteten, daß er sie holte, und die sogar noch stolz darauf waren. Mehr als einmal hatte ich sie selbstgefällig murmeln hören: »Mein Kopf ist wie ein Sieb.« Ich sah Schwester Craven nach, wie sie über den Rasen lief. Ihre Bewegungen waren kraftvoll und ausgewogen. »Diese Art von Leben müßte eine junge Frau doch bald satt bekommen«, sagte ich unwillkürlich. »Ich meine, wenn es gar nicht soviel zu pflegen gibt- wenn man nur Sachen holen oder wegtragen muß. Mrs. Franklin ist bestimmt nicht sehr rücksichtsvoll oder freundlich.« Poirots Antwort war ausgesprochen ärgerlich. Ohne ersichtlichen Grund schloß er die Augen und murmelte: »Kastanienbraunes Haar.«

Es ließ sich nicht bestreiten, daß Schwester Craven kastanienbraunes Haar hatte, aber ich verstand nicht, weshalb Poirot diese Tatsache gerade jetzt für erwähnenswert hielt. Ich sagte nichts dazu.

## 11

Es war, glaube ich, an einem der folgenden Tage vor dem Mittagessen, als eine Unterhaltung stattfand, die mich ziemlich beunruhigte.

Wir waren zu viert - Judith, ich selbst, Boyd Carrington und Norton.

Ich weiß nicht mehr genau, wie wir auf das Thema kamen- jedenfalls diskutierten wir über das Für und Wider der Euthanasie. Boyd Carrington bestritt wie gewöhnlich den größten Teil des Gesprächs, Norton warf hier und da ein Wort ein, und Judith saß schweigend, aber aufmerksam dabei.

Ich selbst hatte der Meinung Ausdruck gegeben, daß wohl viele vernünftige Gründe zugunsten dieser Sache angeführt werden könnten, daß ich jedoch gefühlsmäßig davor zurückschreckte. Außerdem, sagte ich, bekämen die Angehörigen dadurch zuviel Macht in die Hand. Norton stimmte mir zu. Er fügte hinzu, sie dürfe seiner Ansicht nach

nur auf Wunsch und mit Zustimmung des Patienten durchgeführt werden, und zwar in Fällen, in denen der Tod nach einer längeren Leidenszeit gewiß war.

»Ja, aber das ist eben das Merkwürdige daran«, wandte Boyd Carrington ein. »Wünscht der Betroffene überhaupt jemals, „von seinen Leiden erlöst zu werden«, wie man so schön sagt?« Dann erzählte er eine, wie er versicherte, authentische Geschichte von einem Mann, der unheilbar an Krebs erkrankt war und furchtbare Schmerzen litt. Dieser Mann bat den behandelnden Arzt um ein Mittel, »das allem ein Ende setzen würde«. Der Arzt antwortete ihm: »Das darf ich nicht, mein Lieber.« Als er wieder ging, ließ er bei dem Patienten einige Morphiumtabletten zurück mit der Erklärung, wie viele er unbeschadet nehmen dürfe und welche Dosis gefährlich sei. Obwohl der Patient über diese Tabletten verfügen konnte und leicht eine tödliche Dosis hätte nehmen können, tat er es nicht. »Das beweist«, sagte Boyd Carrington, »daß der Mann trotz seiner ausdrücklichen Bitte sein Leiden einer raschen und gnädigen Erlösung vorzog.«

An diesem Punkt mischte Judith sich zum erstenmal ein. »Natürlich«, sagte sie mit Nachdruck. »Man hätte die Entscheidung nicht ihm überlassen dürfen!«

Boyd Carrington fragte sie, wie sie das meine.

»Ich meine, daß jemand, der durch Schmerzen und Krankheit geschwächt ist, nicht die Kraft hat, eine Entscheidung zu treffen. Sie muß ihm abgenommen werden. Es ist die Pflicht derer, die ihn lieben, sie für ihn zu treffen.« »Die Pflicht?« fragte ich zweifelnd.

Judith wandte sich mir zu. »Ja, die Pflicht! Ein verantwortungsbewußter Mensch mit klarem Verstand muß diese Pflicht auf sich nehmen.«

Boyd Carrington schüttelte den Kopf. »Um dann wegen Mord vor Gericht gestellt zu werden?«

»Nicht unbedingt. Außerdem- wenn man jemand liebt, nimmt man diese Gefahr in Kauf.«

»Aber hören Sie, Judith«, rief Norton, »das ist doch eine schreckliche Verantwortung, die man sich da aufladen soll.« »Das finde ich nicht. Die Leute fürchten sich zu sehr davor! Sie übernehmen die Verantwortung gern, wenn es um einen Hund geht -warum nicht auch bei einem Menschen?« »Nun - das ist doch etwas anderes, oder nicht?« »Ja, es ist viel wichtiger«, sagte Judith.

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll«, murmelte Norton. »Sie würden das Risiko also eingehen?« fragte Boyd Carrington Judith neugierig.

»Ich glaube, ja. Ich habe keine Angst davor.«

Boyd Carrington schüttelte den Kopf. »Das wäre nicht gut. Es geht nicht, daß jeder x-beliebige das Gesetz in die eigene Hand nimmt und sich zum Herrn über Leben und Tod auf wirft.«

»Wissen Sie, Boyd Carrington«, sagte Norton, »die meisten Leute hätten gar nicht den Mumm zu so was.« Er sah Judith lächelnd an. »Sie würden es auch nicht tun, wenn's darauf ankäme!« »Man kann es natürlich nicht genau wissen«, meinte Judith gelassen. »Aber ich glaube schon.«

»Bestimmt nur, wenn es sich mit Ihren eigenen Interessen vereinbaren ließe«, sagte Norton augenzwinkernd.

Das Blut schoß Judith ins Gesicht, und sie erwiderte scharf: »Das beweist, daß Sie überhaupt nicht verstanden haben. Wenn ich ein - ein persönliches Motiv hätte, würde ich gar nichts unternehmen. Versteht ihr denn nicht?« wandte sie sich an uns alle. »Es muß absolut unpersönlich sein. Man dürfte die Verantwortung, ein - Leben auszulöschen, nur dann übernehmen, wenn man sich der eigenen Motive ganz sicher wäre. Es müßte absolut uneigennützig sein.« »Trotzdem«, erklärte Norton, »Sie würden es nicht fertigbringen.« »Doch«, beharrte Judith. »Für mich ist das Leben nicht so heilig wie für die meisten von Ihnen. Schwaches, nutzloses Leben sollte nicht existieren. Es gibt so schon genug Probleme auf der Welt. Nur Menschen, die der Gemeinschaft förderlich sind, sollten das Recht haben zu leben. Die andren sollten schmerzlos beseitigt werden.« Sie wandte sich unvermittelt an Boyd Carrington. »Sie sind doch der gleichen Meinung, nicht wahr?«

»Grundsätzlich ja«, antwortete er langsam. »Nur die es wert sind, sollten überleben.«

»Würden Sie nicht notfalls das Gesetz in die eigene Hand nehmen?«

»Vielleicht«, meinte Boyd Carrington nachdenklich. »Ich weiß es nicht . . .«

»Eine Menge Leute würde theoretisch mit Ihnen übereinstimmen«, sagte Norton ruhig. »Aber die Praxis ist eine andere Sache.« »Das ist nicht logisch.«

»Natürlich nicht«, erwiderte Norton ungeduldig. »In der Praxis ist es eine Frage des Mutts. Schlicht gesagt, man hat nicht die Courage.« Judith schwieg, und Norton fuhr fort: »Um offen zu sein, Judith, bei

Ihnen wäre es vermutlich das gleiche. Sie hätten nicht den Mut, wenn es soweit wäre.« »Sie glauben, nicht?« »Ich bin sicher.«

»Da dürften Sie sich irren, Norton«, sagte Boyd Carrington. »Judith besitzt sehr viel Mut. Glücklicherweise bietet sich nicht oft die Gelegenheit, ihn auf diese Art zu beweisen.« Im Haus drüben ertönte der Gong.

Judith erhob sich. »Sie irren sich tatsächlich«, sagte sie bestimmt zu Norton. »Ich habe mehr- mehr Courage, als Sie ahnen.« Sie ging rasch aufs Haus zu. Boyd Carrington folgte ihr und rief: »He, warten Sie doch, Judith!«

Ich setzte mich ebenfalls in Bewegung. Das Gespräch hatte mich irgendwie verstimmt. Norton, der ein feines Gespür für Stimmungen hatte, versuchte mich zu beruhigen.

»Sie meint es nicht wirklich«, sagte er. »Das ist nur so eine unausgegorene Idee, wie man sie in der Jugend hat. Aber zum Glück setzt man sie nicht in die Tat um. Es bleibt alles nur Gerede.« Ich glaube, daß Judith seine Worte gehört hatte, denn sie warf ihm über die Schulter einen wütenden Blick zu.

Norton senkte die Stimme. »Theorien tun niemand weh«, sagte er. »Aber wissen Sie, Hastings -« »Ja?«

Norton schien etwas verlegen zu sein. »Es geht mich ja nichts an«, sagte er, »aber wie gut kennen Sie Allerton?« »Allerton?«

»Ja! Es tut mir leid, wenn ich Ihnen zu nahe trete, aber ehrlich gesagt, wenn ich Sie wäre, würde ich meine Tochter nicht so oft mit ihm allein lassen. Er ist - nun, er hat nicht den besten Ruf.« »Ich habe schon gemerkt, was für ein Windhund er ist«, erwiderte ich bitter. »Aber das ist heutzutage nicht so einfach.« »Ja, ich weiß. Die Mädchen können auf sich selbst aufpassen, heißt es. Und die meisten können es auch. Aber - nun - Allerton hat auf diesem Gebiet eine besondere Technik.« Er zögerte und fuhr dann fort: »Sehen Sie, ich hab' das Gefühl, daß ich es Ihnen erzählen sollte. Sie dürfen es natürlich nicht weiterverwenden - aber ich weiß zufällig etwas ziemlich Übles über ihn.«

Er erzählte mir eine Geschichte - und ich fand sie später in allen Einzelheiten bestätigt. Es war haarsträubend: die Geschichte eines selbstsicheren, modernen, unabhängigen Mädchens. Allerton hatte bei ihr all seinen Charme ausgespielt. Später kam die Kehrseite der

Medaille - es endete damit, daß ein verzweifeltes Mädchen sich mit einer Überdosis Veronal das Leben nahm.

Und das Furchtbare an der Sache war, daß dieses Mädchen Judith glich - unabhängig und intelligent. Der Typ Mädchen, der, wenn er einmal sein Herz verliert, dies mit einer verzweifelten Hingabe tut, zu der ein oberflächliches, leichtfertiges Ding niemals fähig ist. Ich setzte mich mit den schlimmsten Vorahnungen zum Mittagessen.

12

»Bedrückt Sie irgend etwas, *mon ami?*« fragte mich Poirot an diesem Nachmittag. Ich antwortete nicht, sondern schüttelte nur den Kopf. Ich hatte das Gefühl, daß ich Poirot nicht auch noch mit diesem rein persönlichen Problem belasten dürfe. Außerdem hätte er mir sowieso nicht helfen können.

Judith hätte seine Vorhaltungen mit der lächelnden Gleichgültigkeit der Jugend gegenüber den langweiligen Ratschlägen der Älteren abgetan.

Judith, meine Judith . . .

Es ist nicht leicht zu beschreiben, was ich an jenem Nachmittag durchmachte. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann bin ich geneigt, einiges davon auf die Atmosphäre von Styles zurückzuführen, wo man leicht von trüben Gedanken befallen wurde. Es hatte nicht nur eine düstere Vergangenheit, sondern auch eine unheimliche Gegenwart. Die Schatten eines Mordes und eines Mörders suchten das Haus heim.

Und nach allem, was ich wußte, war Allerton der Mörder und Judith im Begriff, ihr Herz an ihn zu verlieren! Es war unglaublich - ungeheuerlich -, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Nach dem Essen nahm mich Boyd Carrington beiseite. Er drückste ein wenig herum, bevor er zur Sache kam. Schließlich sagte er stockend: »Glauben Sie nicht, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mischen will, aber ich finde, Sie sollten mal mit Ihrer Tochter sprechen - sie warnen. Sie wissen, daß dieser Allerton keinen guten Ruf hat, und sie - nun, es sieht aus, als ob sich da etwas anbahnt.« Diese kinderlosen Leute hatten alle leicht reden! Judith warnen! Hatte das irgendeinen Sinn? Würde es nicht alles noch schlimmer machen?

Wenn doch nur Cinders noch gelebt hätte. Sie hätte gewußt, was zu sagen und was zu tun war.

Ich muß zugeben, daß ich versucht war, meinen Mund zu halten und zu schweigen. Aber nach einer Weile kam mir der Gedanke, daß dies nichts als Feigheit sei. Ich fürchtete die Unannehmlichkeit einer Auseinandersetzung mit Judith. Ich hatte richtiggehend Angst vor meiner großen, schönen Tochter.

Ich ging mit wachsender Unruhe im Garten auf und ab. Zuletzt führten mich meine Schritte in den Rosengarten, wo mir die Entscheidung abgenommen wurde. Judith saß dort nämlich allein auf einer Bank, und ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie eine Frau mit einem so unglücklichen Gesicht gesehen.

Sie hatte ihre Maske abgelegt. Unentschlossenheit und Verzweiflung traten nur allzu deutlich hervor.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und schritt auf sie zu. Sie nahm mich erst wahr, als ich dicht neben ihr stand. »Judith«, sagte ich, »um Gottes willen, Judith, nimm dir's nicht so zu Herzen!« Sie drehte sich erschrocken um. »Vater? Ich hab' dich gar nicht kommen gehört.«

Ich fuhr unbeirrt fort, weil ich nicht Gefahr laufen wollte, daß unsere Unterhaltung in die üblichen Bahnen gelenkt wurde. »O mein liebes Kind, glaub' nicht, daß ich mit Blindheit geschlagen bin und nichts gemerkt habe. Er ist es nicht wert- glaub' mir bitte, er ist es nicht wert!«

Ihr sorgenvolles, erschrecktes Gesicht war mir zugewandt. »Glaubst du, daß du wirklich weißt, wovon du redest?« fragte sie ruhig. »Ja! Du hängst an diesem Mann. Aber glaub' mir, es hat keinen Sinn.«

Sie lächelte ernst. Es konnte einem das Herz zerreißen. »Das weiß ich vielleicht genausogut wie du.«

»Nein, das kannst du nicht. O Judith, wie soll denn das enden? Er ist ein verheirateter Mann. Es kann für euch keine Zukunft geben - nur Leid und Schande -, und am Ende steht bitterer Selbsthaß.« Ihr Lächeln wurde noch trauriger. »Wie leicht dir das über die Lippen kommt.«

»Gib ihn auf, Judith - gib alle Gedanken an ihn auf!« »Nein!«

»Er ist es nicht wert, mein liebes Kind.«

»Er bedeutet mir alles auf der Welt«, erklärte sie ruhig und mit Nachdruck.

»Nein, nein, Judith. Ich bitte dich —«

pas Lächeln verschwand. Wie eine Furie ging sie auf mich los. »Wie kannst du es wagen? Wie kannst du es wagen, dich einzumischen? Ich verbitte mir das! Du wirst nie wieder davon anfangen! Ich hasse dich! Ich hasse dich! Das geht dich überhaupt nichts an. Es ist *mein* Leben - mein eigenes, innerstes Leben!«

Sie sprang auf, schob mich zur Seite und ging davon. Wie eine Rache-göttin, dachte ich, während ich ihr bestürzt nachsah.

Eine Viertelstunde später stand ich immer noch hilflos und benommen da, unfähig, den nächsten Schritt zu überlegen. So fanden mich Elizabeth Cole und Norton.

Sie waren, wie ich später erkannte, besonders freundlich zu mir. Sie mußten gemerkt haben, daß ich mich in einem Zustand größter Verwirrung befand. Doch sie waren taktvoll genug, mit keiner Bemerkung darauf anzuspielen. Statt dessen nahmen sie mich auf einen Spaziergang mit. Sie waren beide Naturfreunde. Elizabeth Cole zeigte mir wildwachsende Blumen, Norton ließ mich durch sein Fernglas Vögel beobachten.

Die Unterhaltung war freundlich und beruhigend und drehte sich nur um gefiederte Wesen und Waldpflanzen. Nach und nach gewann ich meine Fassung wieder, wenn es auch in meinem Innern weiterbrodelte.

Außerdem war ich, wie das in solchen Fällen zu sein pflegt, überzeugt, daß alle Ereignisse mit meiner persönlichen Verwirrung in Zusammenhang standen.

Deshalb schöpfte ich sofort Verdacht, als Norton mit dem Fernglas vor den Augen ausrief: »Wenn das kein Buntspecht ist. Ich hab' noch nie -« und dann plötzlich abbrach. Ich streckte meine Hand nach dem Fernglas aus.

»Darf ich mal sehen?« fragte ich.

Norton ließ das Glas unschlüssig sinken. Mit seltsam stockender Stimme sagte er: »Ich - ich habe mich geirrt. Er ist weggeflogen- außerdem war es nur ein ganz gewöhnlicher Vogel.« Sein Gesicht war blaß und besorgt, und er vermied es, uns anzusehen. Er schien bestürzt und bedrückt zu sein.

Sogar jetzt kann ich noch nicht glauben, daß meine Annahme unvernünftig war, er habe durch sein Glas etwas gesehen, das er mir vorenthalten wollte.

Was immer er auch erblickt hatte, er war darüber so fassungslos, daß es Miss Cole und mir auffiel. Sein Fernglas war auf ein entferntes Waldstück gerichtet gewesen.

Was hatte er dort entdeckt?

»Lassen Sie mich mal sehen«, sagte ich nachdrücklich. Ich griff nach dem Glas. Ich erinnere mich, daß er versuchte, es festzuhalten, aber er stellte sich dabei ungeschickt an, und ich entriß es ihm.

»Es war gar kein - ich meine, der Vogel ist schon weg. Ich möchte -«, stotterte Norton.

Mit zitternden Händen hob ich das Glas an die Augen. Es war ein starkes Fernglas, und ich bemühte mich, die Stelle, auf die Norton meiner Meinung nach geschaut hatte, möglichst nahe heranzuholen. Doch ich sah nichts - nichts als einen weißen Fleck - das weiße Kleid eines Mädchens? -, der zwischen den Bäumen verschwand. Ich senkte das Glas und gab es Norton wortlos zurück. Er wich meinem Blick aus. Sein Gesicht sah immer noch besorgt und verwirrt aus.

Wir wanderten zum Haus zurück, und ich erinnere mich, daß Norton den ganzen Weg über sehr schweigsam war.

Kurz nach unserer Rückkehr trafen Mrs. Franklin und Boyd Carrington ein. Er hatte sie mit seinem Auto nach Tadcaster gefahren, weil sie einige Einkäufe tätigen wollte.

Sie hatte dies, wie mir schien, äußerst gründlich erledigt. Der Wagen war voller Päckchen und Pakete, und sie machte einen recht munteren Eindruck, lachte und redete mit vor Eifer geröteten Wangen. Sie schickte Boyd Carrington mit einem besonders zerbrechlichen Gegenstand nach oben und drückte mir eine Reihe weiterer Päckchen in die Hand.

Sie sprach schneller und nervöser als sonst.

»Furchtbar heiß, nicht wahr? Ich glaube, es gibt heute noch ein Gewitter. Es soll ziemlicher Wassermangel herrschen. Die größte Dürre seit Jahren!« Sie wandte sich an Elizabeth Cole. »Wie haben Sie den Nachmittag verbracht? Wo ist John? Er hatte Kopfschmerzen und wollte einen Spaziergang machen. Sonst hat er nie Kopfweh. Ich glaube, er macht sich Sorgen um seine Experimente. Irgend etwas scheint nicht ganz so zu laufen, wie er es sich gedacht hat. Ich wünschte, er würde mir mehr darüber erzählen!« Sie schwieg einen Augenblick und meinte dann zu Norton: »Sie sind so still, Mr. Norton! Stimmt etwas nicht? Sie wirken so - so verschreckt. Haben Sie den Geist der alten Mrs. - wie hieß sie doch - gesehen?« Norton fuhr zusammen. »Nein, nein, ich habe keinen Geist gesehen.

ich war mit meinen Gedanken woanders.«

In diesem Moment schob Curtiss Poirot in seinem Rollstuhl durch die Eingangstür.

Er hielt in der Halle, um seinen Herrn herauszuheben und die Treppe hinaufzutragen.

Poirot musterte uns mit wachsamen Augen und fragte scharf: »Was gibt's? Ist etwas los?«

Zuerst antwortete keiner, dann sagte Barbara Franklin mit einem kleinen, gekünstelten Lachen: »Nein, natürlich nicht. Was soll denn los sein? Vielleicht- vielleicht kommt ein Gewitter. Ich- mein Gott ich fühle mich so zerschlagen. Bringen Sie die Sachen nach oben, Captain Hastings? Vielen Dank.«

Ich folgte ihr die Treppe hinauf und in den Ostflügel. Ihr Zimmer lag am Ende des Ganges.

Mrs. Franklin öffnete die Tür. Ich stand hinter ihr, die Arme voller Pakete.

Auf der Schwelle blieb sie unvermittelt stehen. Am Fenster beugte sich Schwester Craven über Boyd Carringtons Hand. Er sah auf und lachte verlegen. »Hallo, ich lasse mir gerade die Zukunft voraussagen. Schwester Craven ist eine Expertin im Handlesen.«

»So? Das weiß ich ja gar nicht.« Barbaras Tonfall war bissig. Ich hatte das Gefühl, daß sie sich über Schwester Craven ärgerte. »Bitte, kümmern Sie sich um die Sachen hier, Schwester! Und dann machen Sie mir einen Eierpunsch. Ich bin sehr erschöpft. Und bringen Sie auch eine Wärmflasche. Ich möchte so schnell wie möglich ins Bett.«

»Gewiß, Mrs. Franklin!«

Schwester Craven machte sich an die Arbeit, ohne eine andere Reaktion als berufsmäßige Sachlichkeit zu zeigen.

»Bitte, laß mich allein, Bill«, sagte Mrs. Franklin. »Ich bin furchtbar müde.«

Boyd Carrington schaute betroffen drein. »Oh, Babs, war es doch zuviel für dich? Das tut mir sehr leid. Wie gedankenlos von mir. Ich hätte aufpassen sollen, daß du dich nicht überanstrengst.« Mrs. Franklin schenkte ihm ein märtyrerhaftes Lächeln. »Ich wollte nichts sagen. Ich hasse es, jemand zur Last zu fallen.« Wir Männer gingen etwas bedrückt aus dem Zimmer und ließen die beiden Frauen allein.

»Was für ein Esel ich doch bin«, sagte Boyd Carrington zerknirscht.

»Barbara schien so munter und fröhlich zu sein, daß ich an ihren Zu-

stand gar nicht mehr gedacht habe. Hoffentlich hat sie sich nicht zu sehr übernommen.«

»Ach, ein bißchen Schlaf wird sie wieder auf die Beine bringen«, antwortete ich mechanisch.

Er ging die Treppe hinunter. Ich zögerte und begab mich dann in den ändern Flügel, wo mein und Poirots Zimmer lagen. Er würde gewiß schon auf mich warten. Zum erstenmal hatte ich keine Lust, ihn zu besuchen. Ich hatte über so vieles nachzudenken und spürte noch immer diese dumpfe Unruhe in mir. Langsam ging ich den Korridor entlang.

Aus Allertons Zimmer drangen Stimmen. Ich glaube nicht, daß ich bewußt lauschen wollte, doch ich blieb automatisch stehen. Plötzlich öffnete sich die Tür, und meine Tochter Judith trat heraus. Als sie mich sah, hielt sie inne. Ich faßte sie am Arm und zog sie in mein Zimmer. Auf einmal war ich furchtbar wütend. »Was denkst du dir dabei, zu dem Kerl ins Zimmer zu gehen?« Sie sah mich ruhig an. Ihr Gesicht zeigte keinen Zorn, nur eisige Kälte. Sie antwortete nicht.

Ich schüttelte sie am Arm. »Ich sag' dir, ich dulde so was nicht. Du weißt nicht, was du tust.«

»Du hast eine durch und durch schmutzige Phantasie«, erklärte sie mit leiser, schneidender Stimme.

»Wie du meinst«, antwortete ich. »Das ist ein Vorwurf, den deine Generation der meinigen gern macht. Zumindest haben wir gewisse Maßstäbe. Damit wir uns klar sind, Judith, ich verbiete dir ein für allemal den Umgang mit diesem Mann!«

Sie sah mich unverwandt an. »Aha! Jetzt verstehe ich«, sagte sie ruhig.

»Leugnest du, daß du ihn liebst?« »Nein.«

»Aber du hast keine Ahnung, wie er ist!«

Ich erzählte ihr, was ich über Allerton gehört hatte, ohne etwas zu beschönigen.

»Jetzt weißt du, was für ein gemeiner, skrupelloser Kerl er ist«, sagte ich abschließend.

Sie schien unbeeindruckt zu sein. Ihre Lippen kräuselten sich verächtlich. »Ich versichere dir, daß ich ihn nie für einen Heiligen gehalten habe.«

»Läßt dich das ganz kalt? Judith, so verdorben kannst du nicht sein!«

»Nenn es, wie du willst!«

»Judith, du hast nicht-du bist nicht -«

»Hör zu, Vater! Ich tu', was mir gefällt. Du kannst mir nichts befehlen. Es hat keinen Sinn, mich anzuschreien. Ich werde mein Leben genau so leben, wie ich will, und du wirst mich nicht daran hindern!«

Im nächsten Moment war sie zum Zimmer hinaus.

Ich spürte, wie mir die Knie zitterten.

Ich ließ mich auf einen Stuhl sinken. Es war schlimm-viel schlimmer, als ich geahnt hatte. Das Kind war vollkommen verblendet. Und es gab niemand, der mir helfen konnte. Der einzige Mensch, auf den sie gehört hätte, ihre Mutter, war tot. Alles mußte ich allein tun.

Ich glaube nicht, daß ich je zuvor oder danach so gelitten habe . . .

Nach einer Weile raffte ich mich auf. Ich wusch und rasierte mich und zog mich um. Ich ging hinunter zum Abendessen. Ich verhielt mich, glaube ich, ganz normal. Niemand schien irgend etwas an mir aufzufallen.

Ein- oder zweimal bemerkte ich, wie Judith mir einen neugierigen Blick zuwarf. Es muß sie, denke ich, erstaunt haben, daß ich in der Lage war, mich so wie sonst zu geben.

Unterdessen festigte sich in mir ein Entschluß. Alles, was ich brauchte, war Mut - Mut und Überlegung.

Nach dem Essen gingen wir hinaus, betrachteten den Himmel, machten Bemerkungen über die drückende Atmosphäre und prophezeiten einen Gewittersturm.

Aus den Augenwinkeln sah ich Judith um die Hausecke verschwinden. Gleich darauf folgte Allerton.

Ich beendete mein Gespräch mit Boyd Carrington und schlug die gleiche Richtung ein.

Norton versuchte mich, glaube ich, zurückzuhalten. Er faßte mich am Arm. Soviel ich mich erinnere, wollte er mich in den Rosengarten lotsen. Ich kümmerte mich nicht darum. Er war noch bei mir, als ich um die Hausecke bog. Da standen sie! Ich sah Judiths emporgewandtes Gesicht, ich sah, wie Allerton sich über sie beugte, sie in die Arme nahm und küßte. Dann lösten sie sich rasch voneinander. Ich trat einen Schritt auf sie zu. Norton zog mich gewaltsam hinter die Hausecke zurück und sagte:

»Hören Sie, Sie können doch nicht -«

»Ich kann sehr wohl«, unterbrach ich ihn. »Und ich werde auch!« »Es hat keinen Sinn, mein Lieber! So betrüblich es auch ist, Sie können letzten Endes nichts dagegen tun.« Ich schwieg. Mochte er bei seinem Glauben bleiben, ich wußte es bes-

ser.

»Ich weiß, wie hilflos und dumm man sich vorkommt«, fuhr Norton fort, »aber es bleibt einem nichts weiter übrig, als sich die Niederlage einzugestehen. Finden Sie sich damit ab, Mann!« Ich widersprach ihm nicht, sondern ließ ihn reden. Dann bog ich entschlossen noch einmal um die Hausecke.

Die beiden waren verschwunden, aber ich hatte eine Ahnung, wo sie sein könnten. Nicht weit entfernt stand versteckt zwischen Fliederbüschchen ein Sommerhäuschen.

Dorthin lenkte ich meine Schritte. Ich glaube, daß Norton mich begleitete, aber ich bin nicht sicher.

Beim Näherkommen vernahm ich Stimmen. Ich blieb stehen. Allerton sagte gerade:

»Also gut, meine Liebe, abgemacht und keine Einwände mehr. Du fährst morgen nach London. Ich werde erzählen, daß ich für ein oder zwei Tage nach Ipswich fahre, um einen alten Freund zu besuchen. Dann telegrafierst du, daß du nicht zurückkommen kannst. Und wer sollte da je etwas von dem kleinen, netten Abendessen in meiner Wohnung hören? Ich verspreche dir, daß du es nicht bereuen wirst.« Ich spürte, wie Norton mich am Ärmel zupfte. Plötzlich tat ich, als gebe ich nach, und drehte mich um. Ich mußte fast lachen, als ich sein besorgtes Gesicht sah. Ich ließ mich von ihm zum Haus zurückführen und täuschte Nachgiebigkeit vor, denn in diesem Augenblick wußte ich genau, was ich zu tun hatte . . .

»Keine Angst, mein Guter«, sagte ich mit fester Stimme. »Es hat keinen Zweck- das habe ich jetzt begriffen. Man kann nicht über das Leben seiner Kinder bestimmen. Ich geb' auf!« Seine Erleichterung wirkte beinahe komisch.

Kurz darauf verkündete ich, daß ich früh zu Bett gehen wolle. Ich hätte Kopfschmerzen, erklärte ich Norton. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was ich plante.

Auf dem Gang blieb ich einen Augenblick stehen. Alles schien ruhig. Niemand war unterwegs. Die Betten waren schon für die Nacht aufgeschlagen. Norton, dessen Zimmer in diesem Flügel lag, war unten geblieben, Elizabeth Cole spielte Bridge. Curtiss pflegte, wie ich wußte, um diese Zeit unten zu essen. Ich hatte freie Bahn. Ich schmeichle mir, daß die Jahre der Zusammenarbeit mit Poirot an mir nicht spurlos vorbeigegangen sind. Ich wußte genau, welche Vorsichtsmaßnahmen zu treffen waren.

Allerton würde Judith morgen *nicht* in London treffen. Allerton würde morgen überhaupt niemand treffen . . . Das Ganze war wirklich lächerlich einfach.

Ich lief in mein Zimmer und nahm das Fläschchen mit Aspirintabletten an mich. Dann begab ich mich in Allertons Zimmer und in sein Bad. Das Slumberyl befand sich im Medizinschränkchen. Acht, überlegte ich mir, dürften ausreichen. Die Normaldosis betrug ein oder zwei Tabletten. Acht waren deshalb bestimmt genug. Allerton hatte selbst gesagt, daß die toxische Grenze niedrig lag. Ich las das Etikett: Es ist gefährlich, die vorgeschriebene Dosis zu überschreiten. Ich lächelte in mich hinein.

Ich wickelte mir ein seides Taschentuch um die Hand und schraubte die Flasche vorsichtig auf. Es durften keine Fingerabdrücke darauf zu finden sein.

Dann schüttete ich die Tabletten aus. Ja, sie hatten fast die gleiche Größe wie das Aspirin! Ich steckte acht Aspirintabletten in das Fläschchen und füllte mit Slumberyl auf. Acht Stück behielt ich. Das Fläschchen sah jetzt genauso aus wie vorher. Allerton würde keinen Unterschied bemerken.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Ich hatte dort - wie die meisten Gäste auf *Styles* - eine Flasche Whisky stehen. Ich holte zwei Gläser und einen Siphon hervor. Wie ich Allerton kannte, würde er den Drink nicht ablehnen. Wenn er heraufkam, würde ich ihn zu einem Schlummertrunk einladen.

Ich gab die Tabletten versuchsweise in ein wenig Whisky. Sie lösten sich ohne weiteres auf. Vorsichtig kostete ich. Der Whisky schmeckte vielleicht etwas bitter, aber das fiel nicht sehr auf. Mein Plan stand fest. Wenn Allerton heraufkam, würde ich mir gerade einen Drink eingießen. Ich würde ihm das Glas anbieten und mir selbst ein anderes einschenken. Alles ganz einfach und problemlos. Er konnte von meinen Gefühlen ihm gegenüber nichts ahnen - es sei denn, Judith hatte es ihm berichtet. Ich erwog diese Möglichkeit kurz, kam aber zu dem Schluß, daß von dieser Seite keine Gefahr drohte. Judith erzählte nie irgend etwas weiter.

Vermutlich war er der Meinung, daß ich keine Ahnung von ihren Plänen hatte.

Ich brauchte nichts weiter zu tun, als zu warten. Es würde ziemlich lange dauern, vielleicht ein oder zwei Stunden, bis Allerton heraufkam. Er ging immer spät zu Bett. Ich saß still da und wartete. Ein Klopfen an der Tür schreckte mich auf. Es war jedoch nur Curtiss.

Er teilte mir mit, daß Poirot mich sehen wolle.  
Poirot! Es traf mich wie ein Schock. Ich hatte den ganzen Abend über nicht ein einziges Mal an ihn gedacht. Er mußte sich gefragt haben, was mit mir los sei. Ich war etwas besorgt. Erstens schämte ich mich, weil ich ihn so vernachlässigt hatte, und zweitens durfte er nicht merken, daß etwas Außergewöhnliches geschehen war. Ich folgte Curtiss über den Gang.

»*Eh bien!*« rief Poirot. »Sie lassen mich einfach im Stich, *kein?*« Ich zwang mich zu einem Gähnen und lächelte entschuldigend. »Es tut mir schrecklich leid. Aber ich habe so furchtbare Kopfschmerzen, daß ich kaum die Augen aufhalten kann. Es muß vom Gewitter kommen, das in der Luft liegt. Ich habe mich wirklich ganz benommen gefühlt - und deshalb vollkommen vergessen, Ihnen gute Nacht zu wünschen.«

Meine Worte hatten die erhoffte Wirkung. Poirot zeigte sich sogleich um meine Gesundheit besorgt. Er bot mir Mittel an und beschuldigte mich, draußen im Durchzug gesessen zu haben. (Am heißesten Tag des Jahres!) Ich lehnte seine Aspirintabletten mit der Begründung ab, daß ich bereits welche genommen hätte, aber ich konnte es nicht verhindern, daß mir eine Tasse süßer, abscheulich schmeckender Schokolade aufgedrängt wurde. »Das stärkt die Nerven«, erklärte Poirot.

Um weitere Diskussionen zu verhindern, trank ich sie aus, und dann wünschte ich Poirot gute Nacht, der meinen Rückzug mit einem Schwall wohlmeinender und besorgter Ratschläge begleitete. Ich ging in mein Zimmer und schloß ostentativ die Tür. Später öffnete ich sie mit größter Vorsicht wieder einen Spalt breit. Auf diese Weise konnte ich es nicht überhören, wenn Allerton heraufkam. Das würde allerdings noch einige Zeit dauern.

Ich saß da und wartete. Ich dachte an meine verstorbene Frau. Einmal murmelte ich: »Du verstehst, Liebling, ich werde sie retten.« Sie hatte Judith meiner Obhut anvertraut, ich würde sie nicht im Stich lassen.

In dem stillen Zimmer hatte ich plötzlich das Gefühl, daß Cinders mir sehr nahe war.

Ich glaubte sie fast neben mir zu spüren. Und grimmig entschlossen wartete ich weiter.

Es ist nicht ganz einfach, kaltblütig über ein Ereignis zu berichten, das meiner Selbstachtung einen ziemlichen Stoß gab. Die Wahrheit sieht nämlich so aus: Während ich dort saß und auf Allerton wartete, schlief ich ein!

Vermutlich ist das gar nicht so erstaunlich. Ich hatte die Nacht zuvor sehr schlecht geschlafen. Ich hatte mich den ganzen Tag im Freien aufgehalten. Die Sorgen und die Anstrengung, mich zur Ausführung des von mir gefaßten Entschlusses durchzuringen, hatten mich erschöpft. Dazu kam noch die drückende Gewitterluft. Und vielleicht trug sogar mein krampfhafter Versuch, wach zu bleiben, mit zu meiner Schläfrigkeit bei.

Jedenfalls passierte es. Ich schlief in meinem Sessel ein, und als ich erwachte, zwitscherten draußen die Vögel, die Sonne stand am Himmel, und ich lag zusammengekrümmt und unbequem in meinem Abendanzug im Sessel und hatte einen häßlichen Geschmack im Mund und scheußliche Kopfschmerzen.

Ich war verwirrt, ungläubig, angeekelt und schließlich unsagbar erleichtert. Wer sagte doch so richtig: »Auch nach der schwärzesten Nacht geht immer wieder die Sonne auf . . .«

Ich sah auf einmal deutlich, wie überreizt und verbohrt ich gewesen war, pathetisch und ohne Maß! Ich hatte tatsächlich die Absicht gehabt, einen Menschen umzubringen.

In diesem Augenblick bemerkte ich das Whiskyglas. Schaudernd erhob ich mich, zog die Vorhänge zurück und schüttete den Inhalt aus dem Fenster. Ich mußte gestern abend wahnsinnig gewesen sein! Ich nahm ein Bad, rasierte mich und zog mich an. Danach fühlte ich mich sehr viel besser und ging hinüber zu Poirot. Ich wußte, daß er immer sehr früh aufwachte. Ich setzte mich zu ihm und schüttete ihm mein Herz aus.

Es war eine große Erleichterung.

Er schüttelte nur den Kopf. »Was für Dummheiten Sie sich ausdenken! Ich bin froh, daß Sie mir Ihre Sünden gebeichtet haben. Aber, mein lieber Freund, weshalb sind Sie nicht schon gestern abend mit allen Ihren Sorgen zu mir gekommen?«

»Ich habe wohl befürchtet, daß Sie versuchen würden, mich an der Ausführung meines Plans zu hindern«, gestand ich beschämtd. »Gewiß hätte ich das getan! Aber ganz gewiß! Glauben Sie vielleicht, ich möchte Sie wegen eines Lumpen namens Major Allerton hängen

sehen?«

»Man hätte mich nicht gefaßt«, antwortete ich. »Ich hatte alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen.«

»Das glauben alle Mörder! Sie hatten genau die richtige Einstellung! Aber lassen Sie sich gesagt sein, *man ami*, Sie waren bei weitem nicht so klug, wie Sie annehmen.«

»Ich war sehr vorsichtig. Ich habe meine Fingerabdrücke von der Flasche entfernt.«

»Eben. Denn damit haben Sie zugleich Allertons Fingerabdrücke abgewischt. Und was wäre passiert, wenn man ihn tot aufgefunden hätte? Man hätte eine Autopsie gemacht und festgestellt, daß er an einer Überdosis Slumberyl gestorben ist. War es ein Unfall oder Absicht? *Tiens*, auf der Flasche finden sich keine Fingerabdrücke von ihm. Aber warum nicht? Ob Unfall oder Selbstmord, er hätte keinen Grund gehabt, sie abzuwischen. Man analysiert also den Flascheninhalt und entdeckt, daß fast die Hälfte durch Aspirintabletten ersetzt wurde.« »Nun, Aspirin hat praktisch jeder«, murmelte ich zaghaft. »Ja, aber nicht jeder hat eine Tochter, der Allerton mit unehrenhaften Anträgen nachstellt - um es altmodisch und pathetisch auszudrücken. Und Sie hatten mit Ihrer Tochter am Tag vor der Tat deswegen eine Auseinandersetzung. Zwei Zeugen, Boyd Carrington und Norton, können Ihre Wut auf Allerton bestätigen. Nein, Hastings, es hätte für Sie nicht sehr gut ausgesehen. Sie wären sofort in Verdacht geraten, und Angst- oder auch Reue - hätten Sie so mitgenommen, daß irgendein tüchtiger Polizeiinspektor sehr bald von Ihrer Schuld fest überzeugt gewesen wäre. Es ist sogar möglich, daß jemand gesehen hat, wie Sie mit den Tabletten herumhantierten.« »Undenkbar! Es war niemand da.«

»Vor dem Fenster ist ein Balkon. Jemand könnte von dort ins Zimmer geblickt haben. Oder, wer weiß, vielleicht hat Sie jemand durchs Schlüsselloch beobachtet.«

»Was Sie immer mit Ihren Schlüssellochern haben, Poirot! Die Leute schauen einfach nicht so oft durchs Schlüsselloch, wie Sie anzunehmen scheinen.«

Poirot schloß halb die Augen und meinte, ich sei schon immer etwas zu vertrauensselig gewesen. »Und hören Sie«, fuhr er fort, »in diesem Haus passieren die seltsamsten Dinge mit Schlüsseln. Ich persönlich habe gern das Gefühl, daß meine Tür abgeschlossen ist, selbst wenn der gute Curtiss sich im Nebenzimmer aufhält. Und wissen Sie was? Kurz nach meiner Ankunft hier verschwand mein Schlüssel - und zwar spurlos! Ich mußte mir einen neuen machen lassen.«

»Jedenfalls ist nichts passiert«, sagte ich mit einem Seufzer der Erleichterung, in Gedanken noch immer mit meinen eigenen Problemen beschäftigt. »Schrecklich, sich vorzustellen, daß man sich so hinreißen lassen kann.« Ich senkte die Stimme. »Poirot, Sie glauben doch nicht, daß wegen - wegen dem Mord, der vor langer Zeit hier geschehen ist, eine Art Ansteckung in der Luft liegt?« »Ein Mordvirus, meinen Sie? Interessanter Gedanke.« »Häuser haben eine bestimmte Atmosphäre«, meinte ich nachdenklich. »Dieses Haus hat eine schlimme Geschichte.« Poirot nickte. »Ja. Hier haben Menschen gelebt- mehrere -, die sich den Tod eines ändern sehnlichst wünschten. Das ist nur allzu wahr!«

»Ich glaube, daß sich so was irgendwie auf einen auswirkt. Aber helfen Sie mir, Poirot! Was soll ich machen - ich meine, mit Judith und Allerton. So geht es nicht weiter, da muß etwas geschehen! Was raten Sie mir?«

»Unternehmen Sie nichts«, antwortete Poirot mit Nachdruck. »Aber-«

»Glauben Sie mir, Sie richten am wenigsten Schaden an, wenn Sie sich nicht einmischen.« »Soll ich mir Allerton vorknöpfen -«

»Was könnten Sie schon sagen oder tun? Judith ist einundzwanzig und für sich selbst verantwortlich.« »Ich sollte doch in der Lage sein -«

»Nein, Hastings«, unterbrach mich Poirot. »Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie so klug, energisch oder gar gerissen sind, sich auch nur bei einem von beiden durchzusetzen. Allerton ist es gewohnt, sich gegen wütende und machtlose Väter zu wehren, und hat wahrscheinlich noch Spaß daran. Und Judith ist kein Mädchen, das sich einschüchtern läßt. Wenn überhaupt, dann würde ich Ihnen raten, sich ganz anders zu verhalten: Ich würde ihr an Ihrer Stelle vertrauen.«

Ich starrte ihn bloß an.

»Judith«, sagte Hercule Poirot, »ist aus gutem Holz geschnitzt. Ich bewundere sie sehr.«

»Ich bewundere sie auch«, erwiderte ich unsicher. »Aber ich habe Angst um sie.«

Poirot nickte energisch: »Ich habe auch Angst um sie«, meinte er. »Doch anders als Sie. Ich habe schreckliche Angst! Und ich bin machtlos- oder beinahe machtlos. Die Tage verstreichen. Die Gefahr, Hastings, ist sehr nahe.«

Ich wußte ebensogut wie Poirot, daß die Gefahr sehr nahe war. Nach dem Gespräch, das ich gestern abend belauscht hatte, wußte ich es sogar besser als er.

Trotzdem grübelte ich, als ich zum Frühstück hinunterging, über Poirots Rat nach, daß ich Judith vertrauen sollte. Seine Worte hatten mich überrascht, aber sie hatten mich auch auf seltsame Weise getröstet. Und fast umgehend wurden sie bestätigt. Denn Judith hatte offensichtlich ihren Entschluß, nach London zu fahren, aufgegeben.

Statt dessen ging sie wie gewöhnlich gleich nach dem Frühstück mit Franklin zum Labor hinunter, und es war klar, daß sie einen anstrengenden, arbeitsreichen Tag vor sich hatten.

Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit überwältigte mich. Wie verrückt, wie verzweifelt war ich gestern abend gewesen. Ich hatte angenommen -und zwar mit ziemlicher Sicherheit -, daß Judith auf Allertons Vorschlag eingegangen war. Tatsächlich hatte ich aber, wenn ich es genau überlegte, keine zustimmende Antwort von ihr gehört. Nein, sie war zu gut, zu offen und ehrlich für so etwas. Sie hatte das Rendezvous abgelehnt.

Allerton hatte, wie ich erfuhr, zeitig gefrühstückt und war nach Ipswich aufgebrochen. Er hatte sich somit an seinen Plan gehalten und nahm wohl an, daß Judith wie verabredet nach London fahren würde.

Nun, dachte ich grimmig, da würde er eine Enttäuschung erleben. Boyd Carrington kam herein und bemerkte ziemlich mürrisch, daß ich heute morgen anscheinend gut aufgelegt sei. »Ja«, sagte ich. »Ich habe gute Nachrichten erhalten.« Er meinte, das sei mehr, als er von sich behaupten könne. Er habe einen ärgerlichen Anruf von seinem Architekten bekommen - die örtliche Baubehörde mache Schwierigkeiten. Außerdem habe er unerfreuliche Post erhalten. Und er mache sich Sorgen darum, daß Mrs. Franklin sich am Vortag überanstrengt haben könne. Mrs. Franklin tat anscheinend alles, um ihre jüngste Phase von Gesundheit und Lebensfreude wieder wettzumachen. Sie führte sich, wie ich von Schwester Craven erfuhr, völlig unmöglich auf. Schwester Craven hatte auf den ihr zugesagten freien Tag, an dem sie Freunde hatte besuchen wollen, verzichten müssen und war darüber ausgesprochen erbittert. Seit dem frühen Morgen hatte Mrs. Franklin ununterbrochen nach Riechsalz, Wärmflaschen und verschiedenen Spezialmitteln verlangt und die Schwester nicht aus dem Zimmer gelassen. Sie litt an Neuralgie, einem unbestimmten Schmerz in der

Herzgegend, Beinkrämpfen, Schüttelfrost und was weiß ich noch alles. Ich darf behaupten, daß weder ich noch sonst jemand echt beunruhigt war. Wir alle hielten es für einen von Mrs. Franklins hypochondrischen Anfällen.

Dies traf auch auf Schwester Craven und Dr. Franklin zu. Letzterer wurde aus dem Labor geholt; er hörte sich die Beschwerden seiner Frau an und fragte, ob sie den hiesigen Arzt kommen lassen wolle, was Mrs. Franklin heftig ablehnte. Dann bereitete er ihr ein Beruhigungsmittel, tröstete sie, so gut er konnte, und begab sich wieder an die Arbeit.

»Er weiß natürlich, daß sie nur Theater macht«, sagte Schwester Craven zu mir.

»Sie glauben nicht, daß ihr ernsthaft etwas fehlt?« »Ihre Temperatur ist normal und ihr Puls auch. Nichts als Wichtigtuerei, wenn Sie meine Meinung hören wollen. Sie will einfach nicht, daß sich irgend jemand seines Lebens freut. Ihr Mann soll sich Sorgen machen, ich soll den ganzen Tag hinter ihr herrennen, und sogar Sir William hat jetzt ein schlechtes Gewissen, daß er sie „gestern überanstrengt hat. So eine ist sie!«

Schwester Craven fand ihre Patientin heute offensichtlich unmöglich. Vermutlich hatte Mrs. Franklin sie tatsächlich außerordentlich unfreundlich behandelt. Sie gehörte zu der Sorte Frauen, die von Krankenschwestern und Bediensteten unwillkürlich abgelehnt werden, nicht wegen der vielen Arbeit, die sie machen, sondern wegen der Art und Weise, wie das geschieht.

Und so nahm, wie gesagt, keiner von uns ihr schlechtes Befinden ernst.

Die einzige Ausnahme bildete Boyd Carrington, der mit der Miene eines gescholtenen kleinen Jungen herumlief.

Wie oft habe ich seither die Ereignisse dieses Tages Revue passieren lassen und versucht, mich an irgendeine Kleinigkeit zu erinnern, die ich etwa übersehen hatte, und mich bemüht, mir das Verhalten der einzelnen Personen genau ins Gedächtnis zu rufen - ob sie einen normalen Eindruck gemacht oder Erregung gezeigt hatten. Ich will deshalb noch einmal genau niederschreiben, was mir von jedem einzelnen in Erinnerung ist.

Boyd Carrington wirkte, wie gesagt, ziemlich schuldbewußt. Er schien zu glauben, daß er am Tag zuvor überschwenglich und egoistisch gehandelt hatte, weil er auf die zarte Gesundheit seiner Begleiterin nicht mehr Rücksicht genommen hatte. Er war ein- oder zwei-

mal nach oben gegangen und hatte sich nach Mrs. Franklins Befinden erkundigt, und Schwester Craven, die selbst nicht gerade in bester Laune war, hatte ihm ziemlich schroff Auskunft gegeben. Er war sogar ins Dorf gefahren und hatte eine Schachtel Pralinen gekauft. Diese war wieder heruntergeschickt worden mit der Bemerkung, daß »Mrs. Franklin Pralinen nicht ausstehen« könne. Mit unglücklicher Miene öffnete er daraufhin im Herrenzimmer die Schachtel, und Norton, ich und er selbst bedienten uns schweigend.

Wie mir jetzt einfällt, war Norton an jenem Morgen eindeutig mit seinen Gedanken woanders. Er war zerstreut und runzelte zuweilen die Stirn, als grübele er über etwas nach.

Er mochte Pralinen gern und nahm sie auf seine zerstreute Art reichlich. Draußen war das Unwetter losgebrochen. Seit zehn Uhr morgens goß es in Strömen.

Die melancholische Stimmung, die sonst manchmal einem Regentag anhaftet, fehlte. Tatsächlich wurde der Regen von uns allen als Erleichterung empfunden.

Gegen Mittag wurde Poirot von Curtiss heruntergetragen und ins Wohnzimmer gebracht. Elizabeth Cole gesellte sich zu ihm und spielte ihm auf dem Klavier vor. Sie hatte einen angenehmen Anschlag und spielte Bach und Mozart, beides Lieblingskomponisten meines Freundes.

Franklin und Judith kamen gegen Viertel vor eins aus dem Gartenhaus herauf. Judith sah blaß und erschöpft aus. Sie war sehr schweigsam, blickte wie im Traum umher und ging dann wieder. Franklin setzte sich zu uns. Er sah ebenfalls müde und abgespannt aus und machte einen nervösen Eindruck.

Wie ich mich erinnere, äußerte ich etwas in der Art, daß der Wetterumschwung eine Erleichterung sei, und er erwiderte rasch: »Ja, zuweilen ist ein Wechsel unbedingt nötig . . .«

Ich hatte irgendwie das Gefühl, daß er nicht nur den Regen meinte. Unbeholfen wie immer stieß er gegen den Tisch, so daß die Schachtel Pralinen hinunterfiel. Mit der üblichen bestürzten Miene entschuldigte er sich - offenbar bei der Pralinenschachtel: »O Verzeihung.« Ich hätte es komisch finden müssen, aber irgendwie war es das nicht. Er bückte sich hastig und sammelte die hinuntergefallenen Pralinen auf.

Norton fragte ihn, ob er einen anstrengenden Vormittag gehabt habe.

pa lächelte er plötzlich - eifrig und jungenhaft.

»Nein, nein - ich habe nur gemerkt, daß ich auf dem falschen Weg war. Es gibt ein viel einfacheres Verfahren. Jetzt kann ich die Sache abkürzen.«

Er stand leicht schwankend da und schien in die Ferne zu blicken.

»Ja, eine Abkürzung. Das ist die beste Methode!«

Obwohl wir am Morgen alle planlos und nervös gewesen waren, wurde der Nachmittag unerwartet angenehm. Die Sonne kam zum Vorschein, aber die Temperatur blieb wohltuend frisch. Mrs. Luttrell wurde heruntergebracht und durfte auf der Terrasse sitzen. Sie war in bester Verfassung - umgänglich und charmant, ohne die übliche Überschwenglichkeit und ohne beißende Bemerkungen im Hinterhalt. Sie neckte ihren Mann zwar, doch zeigte sie dabei eine gewisse Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, und der strahlte übers ganze Gesicht. Es war wirklich erfreulich, die beiden in so gutem Einvernehmen zu erleben.

Poirot leistete sich ebenfalls einen Aufenthalt auf der Terrasse, und auch er war guter Laune. Wahrscheinlich gefiel es ihm, daß die Luttrells auf so freundlichem Fuß miteinander standen. Der Colonel wirkte um Jahre jünger. Er schien nicht so unschlüssig wie sonst zu sein und zupfte weniger häufig an seinem Bärtchen. Er schlug sogar eine Partie Bridge für den Abend vor. »Daisy vermißt ihr Bridge«, meinte er. »Es fehlt mir wirklich«, bestätigte Mrs. Luttrell. Norton fand, es könne sie vielleicht zu sehr ermüden. »Ich werde mich mit einem Rubber begnügen«, sagte Mrs. Luttrell und fügte augenzwinkernd hinzu: »Und mich gut benehmen und dem armen George nicht den Kopf abreißen.« »Ich weiß genau, was für ein schlechter Spieler ich bin«, protestierte ihr Mann.

»Na und?« meinte Mrs. Luttrell. »Habe ich nicht meinen Spaß daran, dich deswegen zu schimpfen und aufzuziehen?« Wir mußten alle lachen. Mrs. Luttrell fuhr fort: »Oh, ich kenne meine Fehler genau, aber in meinem Alter werde ich mich nicht mehr von ihnen trennen. George wird mich ertragen müssen, wie ich bin.« Colonel Luttrell sah sie hingerissen an.

Ich glaube, das gute Auskommen zwischen den beiden gab den Anstoß zu einer Diskussion über Ehe und Scheidung, die wir später führten. Waren Männer und Frauen heute glücklicher, weil sie sich leichter

scheiden lassen konnten, oder war es oft so, daß Perioden von Reizbarkeit und vorübergehender Entfremdung - oder Kummer über eine dritte Person - nach einer Weile wieder der alten Zuneigung und Freundlichkeit Platz machten?

Manchmal ist es seltsam, wie weit die Vorstellungen der Leute und ihre eigenen persönlichen Erfahrungen auseinanderklaffen. Meine eigene Ehe war unglaublich glücklich und harmonisch gewesen, und ich bin im Grunde ein altmodisch denkender Mensch. Dennoch trat ich für die Scheidung ein- für einen sauberen Schlußstrich und einen neuen Anfang. Boyd Carrington dagegen, dessen Ehe unglücklich verlaufen war, plädierte für die Unauflösbarkeit des Ehebandes. Er habe, sagte er, die größte Hochachtung vor der Institution der Ehe. Sie sei das Fundament des Staates.

Norton, der keine Bindungen hatte und nicht von einem persönlichen Standpunkt aus urteilte, war der gleichen Ansicht wie ich. Franklin, der moderne Wissenschaftler, gab sich seltsamerweise als entschlossener Gegner der Scheidung zu erkennen. Offenbar stellte sie einen Angriff auf sein Ideal von klarem Denken und Handeln dar. Man übernehme eine gewisse Verantwortung, und zu der müsse man stehen und dürfe sich nicht davor drücken oder sie beiseite schieben. Ein Vertrag sei ein Vertrag, sagte er. Man gehe ihn aus eigenem freien Willen ein und müsse ihn auch halten. Alles andere laufe auf ein, wie er es nannte, scheußliches Durcheinander hinaus- unerledigte Probleme, halb gelöste Bindungen.

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, stemmte seine langen Beine gegen den Tisch und sagte: »Der Mann sucht sich die Frau aus und bleibt für sie verantwortlich, bis sie stirbt- oder er.« »Und manchmal heißt es dann: „O gnädiger Tod!“« scherzte Norton. Wir lachten, und Boyd Carrington sagte: »Sie haben leicht reden, mein Lieber, Sie waren nie verheiratet.« Norton schüttelte den Kopf. »Und jetzt ist es zu spät dazu.« »Meinen Sie?« Boyd Carrington sah ihn spöttisch an. »Sind Sie ganz sicher?«

Genau in diesem Moment trat Elizabeth Cole zu uns. Sie hatte Mrs. Franklin Gesellschaft geleistet.

Ich war nicht sicher, ob ich es mir nur einbildete oder ob Boyd Carrington tatsächlich bedeutsam von ihr zu Norton blickte und Norton daraufhin errötete.

An diese Möglichkeit hatte ich noch gar nicht gedacht, und ich betrachtete Elizabeth Cole forschend. Es stimmte, sie war noch relativ jung und darüber hinaus recht hübsch, in der Tat eine sehr anspre-

chende und sympathische Frau, die jeden Mann glücklich machen konnte. Sie und Norton waren in letzter Zeit ziemlich häufig zusammengewesen. Auf ihrer gemeinsamen Suche nach Blumen und Vögeln hatten sie sich angefreundet. Ich erinnerte mich, daß sie von Norton als von einem sehr netten Menschen gesprochen hatte. Nun, wenn es stimmte, dann freute es mich für sie. Ihre traurige und armselige Kindheit würde ihrem späten Glück nicht im Wege stehen. Die tragische Tat, die ihr bisheriges Leben zerstört hatte, wäre nicht umsonst gewesen. Während ich sie anblickte, fiel mir auf, daß sie sehr viel glücklicher und - ja, fröhlicher wirkte als bei meiner Ankunft auf Styles.

Elizabeth Cole und Norton - warum eigentlich nicht? Da erfaßte mich ohne ersichtlichen Grund ein Gefühl des Unbehagens und der Besorgnis. Es war nicht gut- es war nicht richtig, hier auf Styles sein Glück zu planen. Die Atmosphäre des alten Hauses hatte etwas Unheilvolles. Ich spürte es ganz deutlich! Jetzt, in diesem Augenblick, fühlte ich mich plötzlich alt und müde und- ja, ich hatte Angst.

Gleich darauf war dieses Gefühl geschwunden. Außer Boyd Carrington hatte es anscheinend niemand gemerkt. Ein paar Minuten später fragte er mich leise: »Ist irgend etwas, Hastings?« »Nein, warum?«

»Nun - eben haben Sie ausgesehen - ich kann es nicht genau erklären.«

»Es war nur ein Gefühl der- Besorgnis.« »Eine böse Ahnung?«

»Ja, so kann man es auch nennen. Ein Gefühl, daß - daß irgend etwas in der Luft liegt.«

»Komisch. Ich habe ein- oder zweimal etwas Ähnliches gespürt. Haben Sie eine Ahnung, was es sein könnte?« Er beobachtete mich genau.

Ich schüttelte den Kopf. Tatsächlich war es nur eine ganz unbestimmte Vorahnung gewesen. Eine Welle von Niedergeschlagenheit und Angst.

Dann war Judith aus dem Haus gekommen, langsam, mit erhobenem Kopf, die Lippen zusammengepreßt. Ein ernster Ausdruck lag auf ihrem schönen Gesicht.

Mir fiel auf, wie wenig sie mir oder Cinders glich. Sie glich einer jungen Priesterin. Norton muß etwas Ähnliches empfunden haben, denn er sagte zu ihr: »Sie sehen aus, wie Ihre Namensschwester ausgesehen haben könnte, bevor sie Holofernes den Kopf abschnitt.«

Judith lächelte und zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe. »Ich kann mich nicht mehr erinnern, weshalb sie es tat.« »Oh, natürlich nur aus den höchsten moralischen Gründen, zur Wohle der Gemeinschaft.« Sein leicht anzüglicher Ton ärgerte sie. Sie errötete, ging an ihm vorbei und setzte sich neben Franklin. »Mrs. Franklin fühlt sich viel besser«, sagte sie. »Sie möchte, daß wir heute abend alle den Kaffee auf ihrem Zimmer trinken.«

Mrs. Franklin war wirklich ein launisches Geschöpf, dachte ich, als wir nach dem Abendessen einer hinter dem anderen die Treppe hinaufstiegen. Nachdem sie tagsüber allen das Leben verleidet hatte, zeigte sie sich jetzt von ihrer liebenswürdigsten Seite. In ein nilgrünes Neglige gehüllt ruhte sie auf ihrem Sofa. Neben ihr stand ein niedriger drehbarer Bücherständer, auf dessen Platte die Kaffeemaschine wartete. Mit ihren blassen Händen machte sie sich geschickt an das Ritual der Kaffeezubereitung, wobei ihr Schwester Craven ein wenig half. Wir hatten uns alle eingefunden, außer Poirot, der sich vor dem Abendessen stets zurückzog; außer Allerton, der noch in Ipswich war, und außer Colonel Luttrell und seiner Frau, die unten geblieben waren.

Das Aroma des Kaffees begann, uns in die Nase zu steigen- ein köstlicher Duft. Der Kaffee, den man sonst auf Styles servierte, war eine fade, trübe Brühe, und so sahen wir dem Aufguß aus Mrs. Franklins frischgemahlenen Bohnen erwartungsvoll entgegen. Franklin saß auf der anderen Seite des Bücherständers und reichte die von seiner Frau gefüllten Tassen weiter. Boyd Carrington stand zu Füßen des Sofas, Elizabeth Cole und Norton lehnten am Fenster. Schwester Craven hatte sich zum Kopfende des Bettes zurückgezogen. Ich selbst saß in einem Lehnstuhl und quälte mich mit dem Kreuzworträtsel in der *Times*. Ich las die gesuchten Begriffe vor. »Ehegefahr?« fragte ich. »Mit neun Buchstaben.« »Vermutlich ein Anagramm«, meinte Franklin.

Wir überlegten eine Weile. Ich las weiter: »Zitat: „Und das Echo antwortet auf alle Fragen-?« Von Tennyson. Drei Buchstaben.« »Ich«, schlug Mrs. Franklin vor. »Das ist bestimmt richtig: „Und das Echo antwortet auf alle Fragen ich.“«

Ich zweifelte. »Das würde bedeuten, daß ein anderes Wort mit einem H aufhört.«

»Aber viele Wörter enden doch so - Dach und Fach und Krach zum Beispiel.«

Vom Fenster her kam Elizabeth Coles Stimme: »Das Tennyson-Zitat heißt: „Und das Echo antwortet auf alle Fragen Tod.“« Neben mir sog jemand hörbar die Luft ein. Ich sah auf. Es war Judith. Sie ging an uns vorbei zur Balkontür und trat auf den Balkon. Ich trug das Wort in die Kästchen ein und sagte: »Ehegefahr kann kein Anagramm sein, weil der vierte Buchstabe jetzt ein T ist.« »Wieviel Buchstaben waren es noch?« »Neun.«

»Mätresse«, sagte Boyd Carrington.

Ich hörte, wie der Teelöffel auf Mrs. Franklins Untertasse klimperte. »Die nächste Frage lautet: Wer nannte Eifersucht ein „grüngeaugtes Scheusal“?«

»Shakespeare«, antwortete Boyd Carrington. »War es Othello oder Emilia?« fragte Mrs. Franklin. »Viel zu lang. Es dürfen nur vier Buchstaben sein.« »Jago!«

»Ich bin sicher, daß es Othello war.«

»Es stammt überhaupt nicht aus *Othello*. Romeo hat es zu Julia gesagt.« Jeder von uns äußerte seine Meinung. Plötzlich rief Judith vom Balkon her: »Oh, eine Sternschnuppe! Und da noch eine!« »Wo?« sagte Boyd Carrington. »Wir müssen uns etwas wünschen.« Er trat auf den Balkon hinaus, wo sich Elizabeth Cole und Norton schon zu Judith gesellt hatten. Auch Schwester Craven folgte ihnen. Zuletzt erhob sich Franklin und schloß sich ihr an. Sie standen draußen und schauten unter bewundernden Ausrufen zum Nachthimmel hoch.

Ich blieb bei meinem Kreuzworträtsel. Weshalb sollte ich mir eine Sternschnuppe ansehen? Es gab nichts, was ich mir hätte wünschen können . . .

Plötzlich kehrte Boyd Carrington ins Zimmer zurück. »Barbara, du mußt auch 'rauskommen!«

»Nein, ich kann nicht«, erwiderte Mrs. Franklin abweisend. »Ich bin zu müde.«

»Unsinn, Babs! Du mußt dir etwas wünschen!« Er lachte. »Los, ich trage dich!«

Mit diesen Worten bückte er sich und hob sie auf seine Arme. Sie protestierte lachend: »Bill, setz mich ab - sei doch nicht so kindisch!«

»Kleine Mädchen müssen sich etwas wünschen.« Er trug sie hinaus und stellte sie auf die Füße. Ich beugte mich tiefer über die Zeitung. Denn ich erinnerte mich . . .

an eine sternklare Tropennacht, Fröschequaken . . . und eine Sternschnuppe. Ich hatte am Fenster gestanden, mich umgedreht, Cinders hochgehoben und hinausgetragen, damit sie die Sternschnuppen sehen und sich etwas wünschen könne . . .

Die Linien des Kreuzworträtsels verschwammen mir vor den Augen. Eine Gestalt löste sich von der Gruppe auf dem Balkon und trat ins Zimmer-Judith.

Sie durfte mich nicht mit Tränen in den Augen sehen. Das war nicht gut. Eilig drehte ich am Bücherständer und tat, als suche ich ein bestimmtes Buch. Ich erinnerte mich, einmal eine alte Shakespeare-Ausgabe bemerkt zu haben. Ja, richtig, da war sie! Ich zog sie heraus und blätterte in *Othello*. »Was suchst du denn, Vater?«

Ich murmelte etwas von einem Kreuzworträtselproblem und schlug die Seiten um. Ja, es war tatsächlich Jago. Ich las laut:

„»Oh, hütet, Herr, Euch vor der Eifersucht, Dem grüngeaugten Scheusal, das besudelt Die Speise, die es nährt.“«

Judith fuhr mit einem anderen Zitat fort:

„»Nicht Mandragora noch Mohn Noch alle Schlummersäfte der Natur Verhelfen je dir zu dem süßen Schlaf, Der gestern dein noch war.“«

Sie sprach mit wohlklingender, warmer Stimme. Die anderen kamen lachend und redend herein. Mrs. Franklin legte sich wieder auf das Sofa, und Franklin nahm seinen alten Platz ein und rührte in seiner Tasse. Norton und Elizabeth Cole tranken aus und entschuldigten sich dann, da sie versprochen hatten, mit den Luttrells Bridge zu spielen.

Mrs. Franklin leerte ebenfalls ihre Tasse und verlangte dann ihre »Tropfen«. Judith holte sie aus dem Bad, da Schwester Craven gerade das Zimmer verlassen hatte.

Franklin wanderte ziellos auf und ab und stolperte dabei über ein kleines Tischchen. Seine Frau rief scharf: »Sei nicht so unbeholfen, John!«

»Entschuldigung, Barbara! Ich habe gerade nachgedacht.« »Ein richtiger Bär bist du, Liebling«, sagte Mrs. Franklin geziert.

Er sah sie abwesend an. »Es ist ein so schöner Abend«, meinte er. »Ich glaube, ich werde einen Spaziergang machen.« Dann ging er hinaus. »Er ist wirklich ein Genie«, meinte Mrs. Franklin. »Man merkt es an seiner ganzen Art. Ich bewundere ihn schrecklich! Die Arbeit ist seine einzige Leidenschaft!«

»Ja, ja, ein kluger Kerl«, bemerkte Boyd Carrington obenhin. Judith verließ unvermittelt das Zimmer und stieß in der Tür mit Schwester Craven zusammen.

»Wie war's mit einem Spiel Pikett, Babs?« schlug Boyd Carrington vor.

»O ja, fein! Können Sie uns Karten holen, Schwester?« Schwester Craven lief hinaus, um den Auftrag auszuführen, und ich bedankte mich bei Mrs. Franklin für den Kaffee und wünschte ihr gute Nacht.

Draußen traf ich auf Franklin und Judith. Sie standen am Korridorfenster und sahen hinaus. Sie unterhielten sich nicht, sondern standen nur schweigend nebeneinander da.

Franklin blickte über die Schulter, als ich mich näherte. Er machte zwei, drei Schritte, blieb zögernd stehen und fragte: »Kommen Sie auf einen Spaziergang mit, Judith?«

Meine Tochter schüttelte den Kopf. »Heute abend nicht.« Sie fügte unvermittelt hinzu: »Ich gehe zu Bett. Gute Nacht!« Ich begleitete Franklin hinunter. Er pfiff leise vor sich hin und machte ein fröhliches Gesicht.

»Sie scheinen heute abend mit sich zufrieden zu sein«, bemerkte ich übelgelaunt, denn ich fühlte mich ziemlich bedrückt. »Ja«, gab er zu. »Ich habe endlich etwas getan, was ich schon seit langem tun wollte. Das ist sehr befriedigend.«

Unten trennten wir uns, und ich sah einen Augenblick zu den Bridge-spielern hinein. Norton blinzelte mir zu, als Mrs. Luttrell gerade weg-schaute. Das Spiel schien in ungewöhnlicher Eintracht zu verlaufen. Allerton war noch immer nicht zurückgekehrt. Mir kam die Atmosphäre im Haus ohne ihn fröhlicher und gelöster vor. Ich ging hinauf zu Poirot. Judith saß bei ihm. Sie lächelte mir zu, als ich ins Zimmer trat, sagte aber nichts.

»Sie hat Ihnen vergeben, *man ami*«, meinte Poirot - eine unver-schämte Bemerkung.

»Wirklich!« stieß ich hervor. »Ich glaube kaum -« Judith erhob sich, legte ihren einen Arm um meinen Nacken und gab mir einen Kuß. »Armer Vater«, sagte sie. »Onkel Hercule soll dich nicht kränken. *Ich* bin es, die um Verzeihung bitten muß. Also verzeih

nur und gute Nacht!«

Ich weiß nicht genau, warum ich da antwortete: »Tut mir leid, Judith. Tut mir sehr leid. Ich wollte nicht-«

»Schon in Ordnung«, unterbrach sie mich. »Vergessen wir's. Alles ist jetzt in Ordnung.« Sie lächelte versonnen und wiederholte: »Alles ist jetzt in Ordnung . . .« Damit ging sie hinaus.

Poirot sah zu mir auf. »Nun?« fragte er, als wir allein waren. »Was ist heute abend passiert?«

Ich spreizte die Hände. »Nichts«, erwiderte ich, »und es sieht auch nicht so aus, als würde noch etwas passieren.« Tatsächlich irrte ich mich gewaltig. Denn in jener Nacht geschah sehr wohl etwas. Mrs. Franklin wurde furchtbar krank. Man ließ zwei weitere Ärzte kommen, doch vergebens. Am Morgen war sie tot. Erst vierundzwanzig Stunden später erfuhren wir, daß sie an einer Physostigminvergiftung gestorben war.

14

Die gerichtliche Untersuchung fand zwei Tage später statt. Es war das zweitemal, daß ich in diesem Teil der Welt einer solchen Untersuchung beiwohnte.

Der Untersuchungsrichter war ein fähiger Mann mittleren Alters mit einem pfiffigen Gesicht und einer nüchternen Ausdrucksweise. Als erstes kam das medizinische Gutachten. Es bestätigte die Tatsache, daß der Tod infolge einer Physostigminvergiftung eingetreten war und außerdem Spuren anderer Alkaloide der Kalabarbohne festgestellt worden seien. Das Gift müsse irgendwann zwischen sieben Uhr abends und Mitternacht eingenommen worden sein. Auf einen genaueren Zeitpunkt wollten sich der Polizeiarzt und sein Kollege nicht festlegen.

Als nächster Zeuge wurde Dr. Franklin gehört. Er machte alles in allem einen recht guten Eindruck. Seine Aussage war einfach und präzise. Nach dem Tod seiner Frau hatte er die Laborbestände überprüft und dabei entdeckt, daß ein bestimmtes Fläschchen statt mit einer starken Lösung von Alkaloiden der Kalabarbohne mit gewöhnlichem Wasser gefüllt war und nur noch Spuren der ursprünglichen Lösung enthielt. Er konnte nicht genau angeben, seit wann dies der Fall war, da er das bewußte Präparat einige Tage lang für seine Experimente nicht gebraucht hatte.

Dann wurde die Frage erörtert, wer das Labor betreten konnte. Dr. Franklin erklärte, daß es gewöhnlich verschlossen sei und er den Schlüssel bei sich trage. Seine Assistentin Miss Hastings besitze einen zweiten Schlüssel. Jeder, der hineinwollte, habe ihn bei ihr oder ihm selbst holen müssen. Seine Frau habe ihn sich gelegentlich geborgt, wenn sie im Labor etwas vergessen hatte. Er habe nie eine Physostigminlösung ins Haus oder in das Zimmer seiner Frau mitgenommen und halte es für ausgeschlossen, daß sie sie versehentlich eingenommen habe.

Auf weitere Fragen des Richters sagte er aus, daß der Gesundheitszustand seiner Frau seit einiger Zeit schlecht gewesen sei- kein organisches Leiden, sondern nervlich bedingt. Sie habe unter Depressionen und häufigen Stimmungsschwankungen gelitten. In letzter Zeit, erklärte er, sei sie heiterer gewesen, und er habe daraus geschlossen, daß ihr körperlicher und seelischer Zustand sich gebessert habe. Es habe keinen Streit zwischen ihnen gegeben, sie seien gut miteinander ausgekommen. Am letzten Abend sei ihm seine Frau gutgelaunt und keineswegs melancholisch vorgekommen. Gelegentlich habe sie zwar davon gesprochen, ihrem Leben ein Ende zu machen, aber er habe das nicht ernst genommen. Die ausdrückliche Frage, ob seine Frau zum Selbstmord geneigt habe, verneinte er. Das sei seine persönliche Meinung und auch seine Meinung als Arzt. Nach ihm wurde Schwester Craven vernommen. In ihrer schmucken Uniform wirkte sie tüchtig und zuverlässig, und ihre Antworten waren sachlich und bestimmt. Sie sei über zwei Monate als Pflegerin bei Mrs. Franklin gewesen. Mrs. Franklin habe unter starken Depressionen gelitten und mindestens dreimal davon gesprochen, daß sie »allem ein Ende machen« wolle, ihr Leben sinnlos und sie nur ein Mühlstein am Hals ihres Mannes sei.

»Warum hat sie das gesagt? Hatte es Streit gegeben?« »Nein, aber sie wußte, daß ihr Mann vor kurzem einen Posten im Ausland abgelehnt hatte, weil er sie nicht allein lassen wollte.« »Und manchmal war sie darüber unglücklich?« »Ja. Sie beklagte ihre schlechte Gesundheit und regte sich sehr auf.« »Wußte Dr. Franklin das?«

»Ich glaube nicht, daß sie ihm gegenüber oft davon gesprochen hat.« »Und sie litt unter Anfällen von Depression.« »Ja, ganz gewiß.«

»Hat sie jemals konkret von Selbstmord gesprochen?« »Ich glaube, sie bediente sich des Ausdrucks: „Ich möchte allem ein Ende machen.“«

»Sie hat nie eine bestimmte Art von Selbstmord erwähnt?« »Nein, sie hat sich nur vage ausgedrückt.« »Hat sie in letzter Zeit etwas besonders bedrückt?« »Nein, sie hat sich verhältnismäßig wohl gefühlt.« »Stimmen Sie mit Dr. Franklin überein, daß sie an ihrem letzten Abend guter Laune war?«

Schwester Craven zögerte. »Nun, sie war erregt. Sie hatte einen schlechten Tag verbracht- sie hatte über Schmerzen und Schwindelgefühle geklagt. Am Abend schien es ihr besser zu gehen, aber ihre gute Laune wirkte etwas unnatürlich. Ihr Verhalten hatte etwas Fieberhaftes und Gekünsteltes.«

»Ist Ihnen ein Fläschchen oder ein anderer Behälter aufgefallen, der zur Aufbewahrung des Gifts gedient haben könnte?« »Nein.«

»Was hat sie zuletzt gegessen?«

»Suppe, Kotelett, Erbsen, Kartoffelbrei und Kirschtorte. Dazu ein Glas Burgunder.« »Woher stammte der Burgunder?«

»Es stand eine Flasche in ihrem Zimmer. Der Rest wurde, glaube ich, untersucht und für einwandfrei befunden.«

»Hätte sie das Gift in ihr Glas schütten können, ohne daß Sie es merkten?«

»O ja, ohne weiteres. Ich bin im Zimmer hin und her gegangen, habe aufgeräumt und alles mögliche erledigt. Ich habe sie nicht beobachtet. Sie hatte ein kleines Köfferchen neben sich stehen und ihre Handtasche. Sie hätte leicht etwas in den Burgunder schütten können oder später in den Kaffee oder in die warme Milch, die sie als letztes trank.« »Was könnte sie in diesem Fall mit dem Fläschchen oder Behälter gemacht haben?«

Schwester Craven überlegte. »Nun, sie könnte es aus dem Fenster geworfen haben, oder auch in den Papierkorb. Sie könnte es sogar ausgewaschen und in das Medizinschränkchen zurückgestellt haben. Dort stehen einige leere Fläschchen. Ich habe sie gesammelt, weil ich immer wieder mal eines brauche.« »Wann haben Sie Mrs. Franklin zuletzt gesehen?« »Um zehn Uhr dreißig. Ich habe sie für die Nacht fertig gemacht. Sie trank noch ein Glas warme Milch und verlangte nach einer Aspirintablette.«

»Was für einen Eindruck machte sie?«

Die Zeugin dachte einen Augenblick nach. »Nun, sie wirkte nicht anders als sonst . . . doch, sie war etwas erregt.«

„Iaicht depressiv?«

»Nein, eher überdreht. Aber wenn Sie an Selbstmord denken - das könnte durchaus so auf sie gewirkt haben. Sie wäre sich vielleicht sehr heroisch vorgekommen.«

»War sie Ihrer Meinung nach der Typ, der imstande ist, sich das Leben zu nehmen?«

Es entstand eine Pause. Schwester Craven schien sich nicht ganz schlüssig zu sein.

»Nun«, erwiderte sie dann, »ja und nein. Ich - doch, alles in allem würde ich es bejahen. Sie war sehr unausgeglichen.« Sir William Boyd Carrington trat als nächster vor. Er machte einen ziemlich mitgenommenen Eindruck, aber seine Aussage war klar und verständlich. Er habe mit der Verstorbenen am Abend vor ihrem Tod Pikett gespielt und bei dieser Gelegenheit keine Anzeichen von Depression an ihr festgestellt, doch einige Tage zuvor habe Mrs. Franklin in einem Gespräch das Thema Selbstmord gestreift. Sie sei eine sehr selbstlose Frau gewesen, die darunter litt, daß sie die Karriere ihres Mannes behinderte. Ihr habe viel am Wohlergehen und an der Zukunft ihres Mannes gelegen. Ihr Gesundheitszustand habe sie manchmal sehr bedrückt.

Judith wurde aufgerufen, hatte aber wenig zu sagen. Sie wisse nichts über das Verschwinden der Physostigminlösung. Am Abend vor dem tragischen Ereignis sei Mrs. Franklin ihr nicht anders als sonst vorgekommen, höchstens etwas aufgeregter. Sie habe Mrs. Franklin nie von Selbstmord sprechen hören. Der letzte Zeuge war Hercule Poirot. Seine Aussage war gewichtig und machte beträchtlichen Eindruck. Er berichtete über eine Unterhaltung, die er mit Mrs. Franklin einige Tage vor ihrem Tod geführt hatte. Sie sei sehr niedergeschlagen gewesen und habe mehrmals den Wunsch geäußert, alles hinter sich zu lassen. Sie sei über ihren Gesundheitszustand besorgt gewesen und habe ihm anvertraut, daß sie zuweilen von einer tiefen Melancholie befallen werde und ihr dann das Leben wenig lebenswert erscheine. Sie habe geäußert, daß es wunderschön sein müsse, einzuschlafen und nie wieder aufzuwachen.

Seine nächste Antwort erregte noch mehr Aufsehen. »Sie saßen am Morgen des zehnten Juni in der Nähe des Labors?« »Ja.«

»Haben Sie Mrs. Franklin aus dem Labor kommen sehen?« »Ja.«

»Haben Sie bemerkt, daß sie etwas in der Hand hielt?« »In der rechten Hand trug sie ein kleines Fläschchen.« »Sind Sie ganz sicher?« »Ja.« »Geriet sie bei Ihrem Anblick in Verlegenheit?« »Sie schien nur etwas bestürzt zu sein, das ist alles.« Der Richter faßte zusammen. Die Geschworenen, sagte er, müßten sich darüber einig werden, wie Mrs. Franklin gestorben sei. Nach dem medizinischen Gutachten gebe es über die Todesursache keine Zweifel. Der Tod der Verstorbenen sei auf eine Vergiftung durch Physostigmin zurückzuführen. Die Geschworenen hätten lediglich zu entscheiden, ob sie das Gift zufällig oder vorsätzlich eingenommen habe oder ob es ihr durch eine andere Person eingeflößt worden sei. Sie hätten gehört, daß die Verstorbene unter Anfällen von Depression gelitten habe, daß ihr Gesundheitszustand schlecht und ihre Nerven angegriffen gewesen seien. Ein Hinweis auf eine organische Erkrankung liege nicht vor. Mr. Hercule Poirot, ein Mann, dessen Zeugnis man Gewicht beilegen müsse, habe versichert, daß er Mrs. Franklin mit einem Fläschchen in der Hand aus dem Labor habe kommen sehen und sie bei seinem Anblick bestürzt gewesen sei. Der Schluß liege nahe, daß sie das Gift aus dem Labor entwendet habe, in der Absicht, aus dem Leben zu scheiden. Sie habe offenbar unter der zwanghaften Vorstellung gelitten, daß sie ihrem Mann im Weg stehe und seiner Karriere schade. Es sei gegenüber Dr. Franklin nur fair, festzustellen, daß er allem Anschein nach ein liebevoller und besorgter Ehemann gewesen sei und seiner Frau wegen ihrer Kränklichkeit niemals Vorwürfe gemacht oder sich darüber beklagt habe, daß sie seiner Karriere hinderlich sei. Diese Vorstellung sei offenbar ihrem eigenen Kopf entsprungen. Frauen in einer bestimmten nervlichen Verfassung neigten zu solchen fixen Ideen. Es gebe keine Hinweise darauf, zu welchem Zeitpunkt und auf welche Weise das Gift eingenommen worden sei. Es sei vielleicht etwas ungewöhnlich, daß das Fläschchen mit dem Gift nicht gefunden wurde. Wie Schwester Craven angedeutet habe, sei es jedoch möglich, daß Mrs. Franklin es ausgewaschen und ins Medizinschränkchen zurückgestellt habe. Die Entscheidung liege jetzt bei den Geschworenen.

Nach kurzer Beratung wurde der Spruch verkündet. Die Jury befand, daß Mrs. Franklin sich in einem Anfall geistiger Umnachtung das Leben genommen hatte.

Eine halbe Stunde später saß ich bei Poirot. Er sah sehr erschöpft aus. Curtiss hatte ihn zu Bett gebracht und verabreichte ihm ein Stär-

kungsmittel.

Ich konnte es kaum erwarten, ihn auszufragen, aber ich mußte mich beherrschen, bis der Diener fertig war und das Zimmer verlassen hatte.

Dann platzte ich heraus: »Stimmt es, Poirot, was Sie ausgesagt haben? Daß Sie in Mrs. Franklins Hand ein Fläschchen gesehen haben, als sie aus dem Labor kam?«

Ein leises Lächeln umspielte Poirots bläulich verfärbte Lippen. »Haben Sie es denn nicht gesehen, mein Freund?« murmelte er. »Nein.«

»Aber vielleicht haben Sie nicht genau hingeschaut, nein?« »Vielleicht. Ich könnte tatsächlich nicht beschwören, daß sie kein Fläschchen gehabt hat.«

Ich sah ihn zweifelnd an. »Doch die Frage ist, ob Sie die Wahrheit gesagt haben.« »Trauen Sie mir eine Lüge zu, mein Freund?« »Ich traue Ihnen alles zu.«

»Hastings, Sie erschrecken mich! Wo ist Ihr kindliches Vertrauen geblieben?«

»Nun«, räumte ich ein, »ich glaube nicht, daß Sie tatsächlich einen Meineid leisten würden.«

»Es wäre kein Meineid gewesen«, antwortete Poirot freundlich. »Ich stand nicht unter Eid.« »Dann haben Sie gelogen?«

Poirot winkte lässig ab. »Was ich gesagt habe, *man ami*, das habe ich gesagt. Es ist unnütz, weiter darüber zu diskutieren.« »Ich verstehe Sie einfach nicht!« rief ich. »Was verstehen Sie nicht?«

»Ihre Aussage - all das, was Sie über Mrs. Franklins Depressionen und Selbstmordandrohungen gesagt haben.« »*Enfin*, Sie haben sie doch selbst gehört!«

»Ja, aber es war nur eine ihrer vielen Launen. Das haben Sie nicht deutlich zum Ausdruck gebracht.« »Vielleicht tat ich es absichtlich nicht.«

Ich starnte ihn verblüfft an. »Der Spruch der Geschworenen sollte also auf Selbstmord lauten?«

Poirot schwieg eine Weile, ehe er antwortete. »Ich glaube, Hastings«, erwiderte er schließlich, »daß Sie den Ernst der Situation erkennen. Aber wenn Sie so wollen - ich hatte es darauf angelegt.« »Sie persönlich glauben nicht an Selbstmord?« Poirot schüttelte bedächtig den Kopf. »Sie glauben - daß sie ermordet wurde?«

»Ja, Hastings, sie ist ermordet worden!«

»Warum sollte man dann versuchen, das zu vertuschen und es als Selbstmord hinzustellen? Das verhindert doch alle weiteren Nachforschungen.« »Genau.«

»Und das wollen Sie?« »Ja.«

»Aber warum?«

»Ist es wirklich möglich, daß Sie nicht begreifen? Na ja, macht nichts - lassen wir's dabei. Sie müssen mir abnehmen, daß es Mord war- vorsätzlicher Mord. Ich habe vorausgesagt, Hastings, daß hier ein Verbrechen geschehen würde und wir es wahrscheinlich nicht verhindern könnten - denn der Mörder ist skrupellos und zu allem entschlossen.«

Ich schauderte. »Und was jetzt?« fragte ich.

Poirot lächelte. »Der Fall ist gelöst - und als Selbstmord zu den Akten gelegt worden. Aber Sie und ich, Hastings, wir werden im Untergrund weiterarbeiten, wie die Maulwürfe. Und früher oder später fassen wir X.«

»Und wenn inzwischen noch jemand ermordet wird?« fragte ich. Poirot schüttelte den Kopf. »Das nehme ich nicht an. Es sei denn, jemand hat etwas beobachtet oder weiß etwas, aber dann hätte er sich doch sicherlich gemeldet, um es uns mitzuteilen . . .«

15

Meine Erinnerung an die ersten Tage nach der gerichtlichen Untersuchung von Mrs. Franklins Tod ist ein wenig verschwommen. Da war natürlich das Begräbnis, an dem eine große Anzahl Neugieriger aus Styles St. Mary teilnahm. Bei dieser Gelegenheit sprach mich eine unangenehme, triefäugige Alte an. Sie trat auf mich zu, als wir den Friedhof verließen.

»Ich kenne Sie doch, oder?« »Nun - äh - ich weiß nicht -«

Sie redete weiter, ohne auf meine Worte zu achten. »Es ist über zwanzig Jahre her, daß die alte Dame auf dem Gut gestorben ist. Das war der erste Mord, den wir hier in Styles hatten. Wird nicht der letzte sein, habe ich gesagt. Bei der alten Mrs. Inglethorp war es ihr Mann, der sie auf dem Gewissen hatte. Das wußten wir ganz genau.« Sie sah

mich lauernd an. »Vielleicht ist es diesmal auch der Ehemann!« »Was wollen Sie damit andeuten?« fragte ich scharf. »Haben Sie nicht gehört, daß der Spruch auf Selbstmord lautete?« »Das ist die Meinung des Untersuchungsrichters. Aber er könnte sich irren, glauben Sie nicht?« Sie stieß mich mit dem Ellbogen an. »Ärzte wissen, wie sie ihre Frauen loswerden können. Wie man hört, hatte er an ihr nicht viel Gutes.« Ich sah sie wütend an, worauf sie davonschlich und murmelte, sie habe gar nichts andeuten wollen, es sei nur komisch, nicht wahr, daß so etwas zum zweitenmal passiere. »Und es ist auch komisch, daß Sie beide Male anwesend waren, oder nicht?«

Einen schwindelerregenden Augenblick lang fragte ich mich, ob sie wirklich argwöhnte, daß ich die beiden Verbrechen begangen hatte. Es war äußerst verwirrend. Mir wurde jedenfalls klar, was für ekelhafte Verdächtigungen in so einem Dorf ausgebrütet werden können. Und so abwegig waren sie schließlich nicht. Denn irgend jemand hafte Mrs. Franklin umgebracht.

Wie ich schon sagte, habe ich sehr wenig Erinnerungen an diese Tage. Poirots Gesundheit machte mir große Sorgen. Curtiss kam verwirrt zu mir und berichtete, daß Poirot einen schweren Herzanfall gehabt habe.

»Ich glaube, er braucht einen Arzt, Sir.«

Ich begab mich sofort zu Poirot, der den Vorschlag energisch zurückwies. Das sah ihm gar nicht ähnlich, fand ich. Er war, was seine Gesundheit anbetrifft, sonst eher übervorsichtig. Er hütete sich vor Zugluft, schützte seinen Hals mit seidenen und wollenen Schals, fürchtete sich vor nassen Füßen und maß beim geringsten Anzeichen einer Erkältung seine Temperatur und zog sich dann sofort ins Bett zurück. »Sonst ziehe ich mir eine *fluxion de poitrine* zu!« Wie ich ihn kannte, hatte er bisher schon bei Kleinigkeiten einen Arzt kommen lassen. Jetzt, da er ernsthaft krank war, schien es gerade umgekehrt zu sein! Vielleicht lag eben da der wirkliche Grund: Seine früheren Krankheiten waren tatsächlich Lappalien gewesen. Nun war er ein wirklich kranker Mann und fürchtete sich möglicherweise, dies zuzugeben. Er bagatellisierte seine Krankheit, weil er Angst hatte. Er reagierte auf meine Vorhaltungen energisch und bitter. »Oh, ich habe Ärzte aufgesucht. Nicht nur einen, sondern viele! Ich war bei B. und D. - er nannte zwei Spezialisten-, und was haben sie gemacht? Sie haben mich nach Ägypten geschickt, wo es mir sofort schlechterging. Ich war auch bei R. -« R. war, wie ich wußte, ein Herzspezialist. »Was hat er gesagt?« fragte

ich rasch.

Poirot warf mir einen schnellen Blick zu, der mein Herz einen Moment lang stocken ließ.

»Er hat getan, was für mich getan werden konnte«, sagte er ruhig. »Ich habe die richtige Behandlung und die richtige Medizin. Darüber hinaus - gibt es nichts. Sie sehen also, Hastings, es hätte keinen Sinn, noch mehr Ärzte zu holen. Die Maschine, *man ami*, hat sich abgenutzt. Man kann leider nicht wie beim Auto einen neuen Motor einsetzen und einfach weitermachen.«

»Aber hören Sie, Poirot, es läßt sich bestimmt etwas tun. Curtiss -«  
»Curtiss?« fragte Poirot scharf.

»Ja, er kam zu mir. Er war besorgt. Sie hatten einen Anfall-« Poirot nickte freundlich. »Ja, ja. Solche Anfälle sind für den Beobachter schwer zu ertragen. Ich glaube, Curtiss ist so was nicht gewöhnt.« »Wollen Sie wirklich keinen Arzt kommen lassen?« »Es hat keinen Sinn, mein Freund!«

Sein Ton war freundlich, aber sehr bestimmt. Und wieder fühlte ich, wie sich mein Herz schmerzlich zusammenzog. Poirot lächelte mich an.

»Dieser Fall wird mein letzter sein, Hastings«, meinte er. »Es wird zugleich mein interessanter sein - und auch mein interessanter Verbrecher. Denn X bedient sich einer überlegenen Technik, die trotz allem bewunderungswürdig ist. Bisher, *man eher*, hat dieser X mit einem solchen Können gearbeitet, daß er mich, Hercule Poirot, geschlagen hat! Er hat eine Strategie entwickelt, auf die ich keine Antwort weiß.«

»Wenn Sie gesund wären . . .« wollte ich trösten. Doch anscheinend waren das nicht die richtigen Worte, denn Hercule Poirot fuhr mich wütend an: »Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß es keiner *körperlichen* Anstrengungen bedarf? Man muß nur- denken.«

»Ja - natürlich- das können Sie gut!«

»Gut? Oberragend, meinen Sie wohl! Meine Glieder sind gelähmt, mein Herz spielt mir Streiche, aber mein Gehirn, Hastings, mein Gehirn funktioniert ohne jede Beeinträchtigung! Mein Gehirn ist noch immer erstklassig!«

»Das ist großartig«, sagte ich beschwichtigend.

Doch als ich langsam hinunterging, dachte ich bei mir, daß Poirots Gehirn nicht mehr so wie früher mit den Ereignissen Schritt halten konnte. Zuerst war Mrs. Luttrell nur knapp mit dem Leben davongekommen, und jetzt der Tod von Mrs. Franklin. Und was taten wir dagegen? Praktisch nichts.

Am nächsten Tag sagte Poirot zu mir: »Sie haben doch vorgeschlagen, Hastings, einen Arzt zu holen.«

»Ja«, erwiderte ich eifrig, »das würde mich sehr beruhigen.« »*Eh bien*, ich bin einverstanden. Ich möchte, daß Franklin kommt.« »Franklin?« fragte ich zweifelnd. »Ja, er ist doch Arzt, oder etwa nicht?« »Schon, aber er arbeitet vor allem in der Forschung.« »Gewiß. Als praktischer Arzt wäre er wohl wenig erfolgreich. Er hat nicht die richtige Art, mit Patienten umzugehen. Dafür besitzt er andere Qualitäten. Er versteht sein Handwerk wahrscheinlich besser als die meisten.«

Ich war noch nicht ganz überzeugt. Obwohl ich Franklins Fähigkeiten nicht bezweifelte, hatte ich immer gefunden, daß er für menschliche Gebrechen keine Geduld und kein Interesse aufbrachte - bei Forschern wahrscheinlich die richtige Einstellung, doch kranken Menschen war damit weniger gedient.

Für Poirot allerdings war es schon ein großes Zugeständnis, so weit nachgegeben zu haben, und da er keinen ortsansässigen Arzt hatte, erklärte sich Franklin bereit, nach ihm zu sehen. Er ließ jedoch keinen Zweifel daran, daß ein Kollege hinzugezogen werden müsse, falls eine regelrechte Behandlung notwendig werde. Er könne den Fall nicht übernehmen.

Franklin blieb lange in Poirots Zimmer.

Als er endlich herauskam, fing ich ihn ab. Ich zog ihn in mein Zimmer und schloß die Tür. »Nun?« fragte ich ängstlich.

»Er ist ein sehr bemerkenswerter Mann«, erklärte Franklin nachdenklich.

»Ja, natürlich!« Ich überging diese selbstverständliche Tatsache. »Aber was ist mit seiner Gesundheit?«

»Ach so - seine Gesundheit.« Franklin schien überrascht, als hätte ich nach etwas völlig Nebensächlichem gefragt. »Seine Gesundheit ist natürlich im Eimer.«

Ich fand seine Ausdrucksweise nicht gerade wissenschaftlich. Und doch hatte ich - von Judith - gehört, daß Franklin seinerzeit einer der begabtesten Studenten gewesen sei. »Wie schlecht geht es ihm?« fragte ich besorgt. Er warf mir einen kurzen Blick zu. »Wollen Sie es wirklich wissen?« »Natürlich!«

Was glaubte er eigentlich? Er zögerte nicht lange. »Die meisten Menschen wollen die Wahrheit

nämlich nicht hören«, erklärte er. »Sie wollen beruhigt werden, sie wollen hoffen können, sie wollen Zuspruch. Selbstverständlich gibt es die erstaunlichsten Fälle von Genesung. Aber nicht in Poirots Fall!« »Soll das heißen . . .« Wieder schloß sich eine eisige Hand um mein Herz.

Franklin nickte. »Ja, bei ihm ist es soweit. Es dauert wahrscheinlich nicht mehr lange. Ich würde es Ihnen nicht erzählen, wenn er es mir nicht ausdrücklich erlaubt hätte.« »Dann - weiß er es also.«

»Er weiß es«, sagte Franklin. »Sein Herz kann jeden Moment aussetzen. Natürlich ist es nicht möglich, den genauen Zeitpunkt vorherzusagen.«

Er schwieg eine Weile und sagte dann langsam: »Soviel ich verstanden habe, macht er sich Sorgen, ob er ein bestimmtes Vorhaben, das er begonnen hat, zu Ende führen kann. Wissen Sie Näheres darüber?«

»Ja«, antwortete ich.

Franklin warf mir einen interessierten Blick zu. »Er möchte diese Sache unbedingt erledigen.« »Aha!«

Ich fragte mich, ob John Franklin ahnte, um was es sich handelte! »Ich hoffe, es gelingt ihm«, erklärte er. »Es scheint ihm viel zu bedeuten.« Er zögerte und fügte hinzu: »Er ist ein methodischer Geist.« Ich fragte besorgt: »Kann man nicht doch irgend etwas hin - irgendeine Art von Behandlung -«

Er schüttelte den Kopf. »Nichts. Er hat Fläschchen mit Amylnitrit bei sich. Das kann er einatmen, wenn ein Herzanfall droht.« Dann sagte er etwas sehr Seltsames. »Er hat große Achtung vor dem menschlichen Leben, nicht wahr?« »Ich glaube, ja.«

Wie oft hatte ich Poirot sagen hören: »Ich billige Mord nicht.« Diese nüchterne Bemerkung hatte mich immer sehr eigenartig berührt. »Das ist der Unterschied zwischen ihm und mir«, fuhr Franklin fort. »Ich habe keine.«

Ich sah ihn neugierig an. Er nickte, wobei er kaum merklich lächelte. »Das ist wahr«, sagte er. »Da der Tod doch gewiß ist, spielt es kaum eine Rolle, ob er etwas früher oder später kommt.« »Weshalb sind Sie bei dieser Einstellung ausgerechnet Arzt geworden?« fragte ich ihn befremdet.

»Oh, mein Lieber, Arzt sein heißt nicht nur, das unausweichliche Ende hinauszuzögern. Es bedeutet sehr viel mehr - nämlich *das Leben*

zu verbessern. Wenn ein gesunder Mensch stirbt, dann ist das- ziemlich egal. Wenn ein Schwachsinniger- ein Kretin- stirbt, dann ist das ein Glück. Aber wenn man entdeckt, daß man durch die Korrektur einer Schilddrüsenunterfunktion aus diesem Kretin einen normalen Menschen machen kann, dann ist das meiner Ansicht nach von größter Bedeutung.«

Ich hörte interessiert zu. Ich würde zwar nicht gerade Dr. Franklin holen lassen, wenn ich die Grippe hätte, aber seine unbedingte Aufrichtigkeit und seine innere Kraft nötigten mir Respekt ab. Seit dem Tod seiner Frau hatte ich eine gewisse Veränderung an ihm wahrgenommen. Er hatte nur wenig Trauer im üblichen Sinn gezeigt. Er schien im Gegenteil lebhafter, weniger geistesabwesend und voll neuer Energie zusein.

»Sie und Judith sind sich wohl nicht sehr ähnlich?« unterbrach er meine Gedanken. »Nein, ich glaube nicht.« »Ist sie ihrer Mutter nachgeraten?«

Ich überlegte und schüttelte dann den Kopf. »Nein, eigentlich auch nicht. Meine Frau war ein fröhlicher Mensch. Sie nahm alles auf die leichte Schulter - und mich wollte sie in dieser Hinsicht auch beeinflussen, aber ich fürchte, ohne Erfolg.«

Er lächelte ein wenig. »Sie nehmen ihre Vaterrolle sehr ernst, nicht wahr? Judith sagte so etwas. Judith lacht nicht oft- eine ernste junge Frau. Wahrscheinlich arbeitet sie zuviel. Meine Schuld.« Er runzelte die Stirn.

»Ihre Arbeit muß sehr interessant sein.«

»Nur für ein halbes Dutzend Experten. Für alle anderen ist es eine elend langweilige Sache - und diese Leute haben wahrscheinlich recht. Jedenfalls -« er warf den Kopf zurück, reckte die Schultern und wirkte plötzlich kraftvoll und männlich, »- jedenfalls habe ich jetzt meine Chance! Ich könnte laut singen vor Freude. Das Institut hat mir heute Bescheid gegeben. Der Posten ist noch frei, und ich bekomme ihn. Ich breche in zehn Tagen auf.« »Nach Afrika?« »Ja. Es ist einfach großartig!« »So bald schon!« Ich war leicht schockiert.

Er sah mich verständnislos an. »Wie meinen Sie das? Ach- weil Barbara gerade erst gestorben ist? Warum denn nicht? Es hat keinen Sinn, so zu tun, als sei ihr Tod nicht eine große Erleichterung für mich gewesen.« Der Ausdruck auf meinem Gesicht schien ihn zu amüsieren.

»Ich fürchte, ich habe keine Zeit für die übliche Trauer. Ich habe mich in Barbara verliebt- sie war ein junges hübsches Mädchen-, ich habe sie geheiratet, und nach einem Jahr war meine Liebe erloschen. Ich glaube, es hat nicht mal so lange gedauert! Natürlich war ich eine Enttäuschung für sie. Sie dachte, sie könnte mich ändern. Es gelang ihr nicht. Ich bin ein hartgesottener Egoist, der tut, was er will.« »Sie haben den Posten in Afrika doch ihretwegen abgelehnt«, erinnerte ich ihn.

»Ja, aus rein finanziellen Gründen. Ich hatte mir vorgenommen, Barbara das Leben zu bieten, das sie gewohnt war. Dieser Posten hätte große Einschränkungen bedeutet. Aber jetzt«, er lächelte freimütig und jungenhaft, »jetzt hat sich doch alles zum Guten gewendet.« Ich war entsetzt. Ich nehme an, daß vielen Männern nicht gerade das Herz bricht, wenn sie ihre Frau verlieren - das ist eine mehr oder weniger bekannte Tatsache. Aber in diesem Fall ging die Offenheit zu weit!

Er bemerkte meine Entrüstung, was ihn nicht weiter zu stören schien.

»Ehrlichkeit«, sagte er, »wird selten geschätzt. Dabei erspart sie einem eine Menge Zeit und eine Menge überflüssiges Gerede.« »Berührt es Sie denn überhaupt nicht, daß Ihre Frau Selbstmord begangen hat?« fragte ich scharf.

»Ich glaube eigentlich nicht an Selbstmord«, antwortete er nachdenklich.

»Höchst unwahrscheinlich-« »Was war es Ihrer Ansicht nach dann?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube, ich - ich will es auch nicht wissen. Verstehen Sie?«

Ich starnte ihn verblüfft an. Seine Augen blickten hart und kalt. »Ich will es nicht wissen«, wiederholte er. »Es- es interessiert mich nicht! Verstehen Sie?«

Ich verstand ihn zwar- aber es gefiel mir nicht.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich merkte, daß Stephen Norton ein Problem mit sich herumtrug. Nach der gerichtlichen Untersuchung war er sehr schweigsam gewesen und lief auch nach der Beerdigung noch immer mit gerunzelter Stirn und zu Boden gewandtem Blick umher. Er hatte die Gewohnheit, sich mit den Händen durch sein kurzes graues Haar zu fahren, bis es ihm wie beim Struwwelpeter in die Höhe stand. Es sah komisch aus, aber er tat es ganz unbewußt, ein Zeichen innerer Unruhe, Wenn man ihn ansprach, gab er geistesabwesende Antworten, und schließlich kam ich darauf, daß ihn tatsächlich etwas quälen mußte. Ich fragte ihn vorsichtig, ob er irgendwelche

schlechte Nachrichten erhalten habe, was er prompt verneinte. Damit war das Thema im Augenblick beendet.

Bald darauf schien er jedoch auf seine umständliche, weitschweifige Art meine Meinung in einer bestimmten Angelegenheit erfahren zu wollen.

Leicht stotternd wie immer, wenn ihm ernsthaft an einer Sache lag, erzählte er mir eine verwinkelte Geschichte, die in einem moralischen Problem gipfelte.

»Wissen Sie, Hastings, eigentlich sollte es schrecklich einfach sein zu beurteilen, ob etwas richtig oder falsch ist, - aber wenn - wenn es dann soweit ist, fällt einem diese Entscheidung gar nicht so leicht. Ich meine, man kann mal auf etwas stoßen - auf etwas, das nicht für einen bestimmt ist- reiner Zufall, wissen Sie -, auf eine Sache - mit der man selbst nichts anfangen kann, die aber trotzdem sehr wichtig sein könnte. Verstehen Sie, was ich meine?« »Nicht so ganz.«

Nortons Stirn legte sich wieder in Falten. Er fuhr sich durchs Haar, so daß es auf die übliche komische Art zu Berge stand. »Es ist ziemlich schwierig zu erklären. Ich meine folgendes: Angenommen, Sie lesen zufällig einen Brief - den Sie irrtümlich geöffnet haben, oder so - einen Brief, der eigentlich an jemand anders adressiert ist und den Sie zu lesen beginnen, weil Sie glauben, er sei an Sie gerichtet. Und so erfahren Sie etwas, das eigentlich nicht für Sie bestimmt ist, was Ihnen erst danach klar wird. So etwas kann passieren, wissen Sie.« »O ja, natürlich.«

»Nun, ich meine, was würden Sie in so einem Fall tun?« Ich überlegte.

»Wahrscheinlich würde ich zu der betreffenden Person gehen und sagen: „Es tut mir schrecklich leid, aber ich habe diesen Brief versehentlich geöffnet.“«

Norton seufzte. Er erklärte, daß dies nicht einfach sei. »Sie könnten etwas gelesen haben, das ziemlich peinlich ist, Hastings.« »Peinlich für den richtigen Empfänger, meinen Sie? Dann würde ich wahrscheinlich so tun, als ob ich es nicht gelesen hätte - als ob ich den Irrtum noch rechtzeitig bemerkt hätte.«

»Ja«, sagte Norton nach einer Pause und schien noch nicht das Gefühl zu haben, daß dies eine befriedigende Lösung sei. »Ich wünschte, ich wüßte, was ich tun soll«, meinte er nachdenklich. Ich sagte ihm, daß ich keine andere Möglichkeit sähe. Norton fuhr mit gefurchter Stirn fort: »Wissen Sie, Hastings, die Sache ist noch komplizierter. Angenommen, das Gelesene ist- ist ziem-

lieh wichtig, ich meine, für eine dritte Person.«

Mir riß die Geduld. »Wirklich, Norton, ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen. Sie können nicht herumlaufen und ständig anderer Leute Briefe lesen, oder?«

»Nein, nein, natürlich nicht! Das habe ich nicht gemeint. Außerdem geht es auch nicht um einen Brief. Den habe ich nur als Beispiel angeführt, um Ihnen mein Problem klarzumachen. Natürlich sollte man alles, was man zufällig sieht oder hört oder liest, für sich behalten, es sei denn —« »Es sei denn?«

»Es sei denn, es handelt sich um etwas, das man unbedingt zur Sprache bringen muß«, sagte Norton langsam. Ich sah ihn mit plötzlich erwachtem Interesse an. »Also gut, nehmen wir ein anderes Beispiel«, fuhr er fort. »Angenommen, Sie hätten etwas gesehen - zum Beispiel - durch ein Schlüsselloch -«

Bei dem Wort »Schlüsselloch« dachte ich sofort an Poirot. »Was ich meine, ist folgendes«, fuhr Norton fort. »Sie hätten einen ganz ehrbaren Grund - durch das Schlüsselloch zu schauen: Der Schlüssel könnte steckengeblieben sein- und Sie wollten die Ursache feststellen oder- oder so etwas Ähnliches. Jedenfalls - hätten Sie nie erwartet, das zu sehen, was Sie dann gesehen haben. . .« Ich folgte seinen etwas wirren Ausführungen nicht weiter, denn mir war eine Erleuchtung gekommen. Ich erinnerte mich an den Nachmittag auf dem Grashügel, als Norton sein Fernglas vor die Augen gehoben hatte, um einen Buntspecht zu beobachten. Ich erinnerte mich an seine Verlegenheit und seine besorgten Versuche, mich daran zu hindern, ebenfalls durch das Glas zu schauen. Damals hatte ich sofort vermutet, daß er etwas gesehen hatte, das mit mir zu tun hatte -genauer gesagt, daß er Allerton und Judith gesehen hatte. Aber wenn das nun nicht zutraf? Wenn es etwas ganz anderes war? Ich hatte angenommen, daß es sich um Allerton und Judith handelte, weil ich zu der Zeit von der Vorstellung, daß die beiden etwas miteinander haben könnten, besessen war und an nichts anderes denken konnte. Ich fragte unermittelt: »Haben Sie es durch Ihr Fernglas beobachtet?«

Norton war verdutzt und zugleich erleichtert. »Wie haben Sie das erraten, Hastings?«

»Es geschah an jenem Tag, als Sie, Elizabeth Cole und ich auf dem Hügel waren, nicht wahr?« »Ja, das stimmt.«

»Und Sie wollten es mich nicht sehen lassen!« »Ja. Es war nicht- nun, es war nicht für unsere Augen bestimmt.« »Was war es denn?«

Norton runzelte wieder die Stirn. »Das ist es ja gerade! Soll ich es sagen oder nicht? Ich meine, es sieht doch so aus, als hätte ich - als hätte ich spioniert. Ich habe etwas beobachtet, das nicht für meine Augen bestimmt war. Wenn auch unabsichtlich - ich hatte tatsächlich einen Buntspecht entdeckt, ein sehr hübsches Tier, und dann sah ich. . .« Er schwieg. Ich war neugierig, aufs höchste neugierig, doch ich respektierte seine Bedenken. »War es etwas- Wichtiges?« fragte ich.

»Es könnte wichtig sein«, antwortete er langsam. »Das ist es eben. Ich weiß es nicht.«

»Hat es etwas mit Mrs. Franklins Tod zu tun?« Er fuhr zusammen.

»Seltsam, daß Sie das fragen.« »Dann hat es also etwas damit zu tun?«

»Nein - jedenfalls nicht direkt. Aber es könnte damit zusammenhängen. Es würde auf bestimmte Dinge ein anderes Licht werfen. Es würde bedeuten, daß - ach, verdammt, ich weiß nicht, was ich machen soll!« Ich war in einer Zwickmühle. Ich brannte vor Neugierde zu erfahren, was Norton entdeckt hatte, andererseits konnte ich sein Zögern verstehen. Mir wäre es an seiner Stelle ähnlich ergangen. Es ist immer unangenehm, eine Information weiterzugeben, an die man, wie Außenstehende glauben könnten, auf zweifelhafte Weise gelangt ist. Dann kam mir ein Gedanke. »Warum sprechen Sie nicht mit Poirot?« »Poirot?« Norton schien Zweifel zu haben. »Ja, fragen Sie doch ihn um Rat!«

»Nun, das ist eine Idee«, meinte Norton zögernd. »Aber er ist Ausländer -« Er hielt verwirrt inne.

Ich wußte, was er meinte. Poirots beißende Bemerkungen, wenn man sich an die Spielregeln halten und mit ehrlichen Mitteln kämpfen wollte, waren mir nur allzu vertraut. Ich fragte mich allerdings, weshalb Poirot nicht selbst schon auf den Gedanken gekommen war, sich eines Fernglases zu bedienen! Er hätte bestimmt nicht gezögert, es zu benutzen.

»Er wird Ihr Vertrauen respektieren«, drängte ich. »Sie brauchen seinen Rat ja nicht zu befolgen; wenn Sie nicht wollen!« »Das stimmt«, meinte Norton erleichtert. »Wissen Sie was, Hastings, ich glaube, ich werde zu ihm gehen.«

Ich war erstaunt, wie heftig Poirot auf meinen Bericht reagierte. »Was sagen Sie da, Hastings?«

Das Toastbrot, das er gerade zum Mund führen wollte, fiel ihm aus der Hand. Er beugte sich vor. »Erzählen Sie! Erzählen Sie rasch!« Ich wiederholte meine Geschichte.

»Er hat an jenem Tag etwas durch sein Fernglas beobachtet«, sagte Poirot nachdenklich, »das er Ihnen nicht verraten will.« Seine Hand schoß vor und packte meinen Arm. »Hat er es sonst noch jemand erzählt?«

»Ich glaube nicht. Ja, ich bin absolut sicher!«

»Seien Sie sehr vorsichtig, Hastings! Es ist äußerst wichtig, daß er niemand davon erzählt- nicht einmal andeutungsweise. Das könnte gefährlich sein.« »Gefährlich?« »Sehr gefährlich!«

Poirots Gesicht war ernst. »Verabreden Sie mit ihm, *man ami*, daß er heute abend zu mir heraufkommt. Ein ganz gewöhnlicher freundschaftlicher Besuch, verstehen Sie? Niemand darf Verdacht schöpfen, daß es einen besonderen Grund gibt. Und seien Sie vorsichtig, Hastings, seien Sie sehr, sehr vorsichtig! Wer, sagten Sie, war damals noch dabei?« »Elizabeth Cole.«

»Ist ihr an Nortons Benehmen etwas aufgefallen?« Ich versuchte mich zu erinnern. »Ich weiß nicht. Es ist möglich. Soll ich sie fragen, ob-« »Sie werden sie nichts fragen, Hastings- gar nichts!«

16

Ich übermittelte Norton Poirots Einladung. Er sagte: »Gewiß, ich werde ihn aufsuchen. Mir liegt sehr daran. Wissen Sie, Hastings, es tut mir fast leid, daß ich überhaupt davon angefangen habe.«

»Übrigens«, sagte ich, »Sie haben doch mit niemand sonst darüber gesprochen, oder?«

»Nein - das heißt- nein, natürlich nicht.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Ja, ja!«

»Sehr schön! Reden Sie erst einmal mit Poirot über die Geschichte.«

Ich hatte sein leichtes Zögern bei der Beantwortung meiner ersten Frage bemerkt, auf die zweite hatte seine Antwort aber ganz bestimmt geklungen. Später sollte ich mich jedoch an sein Zögern noch erinnern. Ich ging noch einmal zu dem Grashügel, auf dem wir an jenem Tag gewesen waren. Dort hatte sich schon vor mir jemand eingefunden: Elizabeth Cole. Sie wandte den Kopf, als ich den Hang hinaufstieg. »Sie sehen sehr aufgeregt aus, Captain Hastings«, rief sie. »Ist irgend etwas passiert?« Ich versuchte, mich zu fassen.

»Nein, gar nichts. Ich bin nur etwas außer Atem durch das schnelle Gehen. Es wird regnen«, fügte ich in gelassenem Ton hinzu. Sie blickte zum Himmel auf. »Ja, das glaube ich auch.« Wir standen eine Weile schweigend da. Miss Cole hatte etwas sehr Sympathisches an sich. Seit sie mir von ihrer wahren Identität und der Tragödie ihres Lebens erzählt hatte, fühlte ich mich zu ihr hingezogen. Leid kann zwei Menschen verbinden. Doch für sie gab es - so nahm ich wenigstens an - neue Hoffnung. Ohne zu überlegen, sagte ich: »Ich bin überhaupt nicht aufgeregt, im Gegenteil, ich bin heute sehr bedrückt. Ich habe schlechte Nachrichten, die meinen alten Freund betreffen.« »Monsieur Poirot?«

Ihre Anteilnahme veranlaßte mich, ihr mein Herz auszuschütten. Danach sagte sie sanft: »Ich verstehe. Jeder Augenblick kann also das Ende bringen?«

Unfähig zu sprechen, nickte ich.

Nach einer Weile sagte ich: »Wenn es ihn nicht mehr gibt, werde ich auf der Welt ganz allein sein.«

»Aber nein- Sie haben doch noch Judith und Ihre anderen Kinder.« »Sie leben über die ganze Welt verstreut, und Judith - nun, Judith hat ihre Arbeit, sie braucht mich nicht.«

»Ich glaube, daß Kinder ihre Eltern nur dann brauchen, wenn sie in Schwierigkeiten sind. Das ist eine alte Weisheit- Sie sollten sich an diesen Gedanken gewöhnen. Ich bin viel einsamer als Sie. Meine beiden Schwestern sind weit fort, die eine in Amerika, die andere in Italien.«

»Meine Liebe«, sagte ich. »Ihr Leben beginnt doch erst.« »Mit fünfunddreißig?«

»Fünfunddreißig Jahre - was ist das schon? Ich wollte, ich wäre fünfunddreißig!« Und anzüglich fügte ich hinzu: »Ich bin nicht blind,

wissen Sie.«

Sie sah mich fragend an und errötete. »Sie glauben doch nicht etwa -oh! Stephen Norton und ich sind nur Freunde! Wir haben viele gemeinsame Interessen -« »Um so besser.«

»Er ist - er ist einfach nur freundlich zu mir.«

»Oh, meine Liebe«, erwiderte ich. »Glauben Sie nicht, daß alles nur Freundlichkeit ist. So sind wir Männer nicht.«

Elizabeth Cole war plötzlich bleich geworden. »Sie sind grausam - blind!« sagte sie mit leiser, angestrengter Stimme. »Wie könnte ich je daran denken zu - zu heiraten. Bei meiner Vergangenheit! Mit einer Schwester, die eine Mörderin - oder eine Wahnsinnige ist. Und ich weiß nicht, was schlimmer ist!«

»Quälen Sie sich doch nicht mit solchen Vorstellungen!« mahnte ich.

»Bedenken Sie, daß es vielleicht nicht wahr ist.« »Was meinen Sie damit? Es ist wahr!«

»Erinnern Sie sich nicht, daß Sie einmal zu mir gesagt haben: „Maggie war es nicht“?«

Sie atmete heftig. »Ich hatte nur so ein Gefühl.« »Gefühle trügen- selten!« Sie starrte mich an. »Was soll das heißen?« »Ihre Schwester hat Ihren Vater nicht umgebracht!« Sie schlug die Hand vor den Mund und sah mich mit großen, ängstlichen Augen an.

»Sie sind verrückt«, rief sie. »Sie müssen verrückt sein! Wer hat Ihnen so was erzählt?«

»Das ist doch gleichgültig! Es stimmt jedenfalls. Eines Tages werde ich es Ihnen beweisen.«

In der Nähe des Hauses stieß ich auf Boyd Carrington. »Heute ist mein letzter Abend«, teilte er mir mit. »Morgen reise ich ab.«

»Nach Knilton?« »Ja.«

»Wie aufregend für Sie!«

»Vermutlich!« Er seufzte. »Ich kann Ihnen verraten, Hastings, ich bin sehr froh, von hier wegzukommen.« »Ja. Das Essen ist ziemlich schlecht und der Service auch.« »Das meine ich nicht. Schließlich ist es billig, und man kann von derartigen Gästehäusern nicht viel erwarten. Nein, Hastings, ich spreche nicht von diesen Unannehmlichkeiten. Irgendwie gefällt mir das

Haus nicht - es hat eine ungute Atmosphäre. Hier gehen seltsame Dinge vor.«

»Das kann man wohl sagen!«

»Ich weiß nicht, was es ist. Vielleicht ist ein Haus, in dem sich ein Mord ereignet hat, nie mehr so wie vorher. . . Jedenfalls - ich mag es nicht. Zuerst Mrs. Luttrells Unfall - eine ganz unglückselige Geschichte. Und dann die arme, gute Barbara.« Er schwieg einen Augenblick. »Von allen Leuten, die ich kenne, hätte ich ihr einen Selbstmord am wenigsten zugetraut.« Ich zögerte. »Ich weiß nicht, ob ich soweit gehen würde.«

»Ich schon«, unterbrach er mich. »Zum Teufel, ich war am Tag zuvor fast die ganze Zeit mit ihr zusammen. Sie war bester Laune und genoß unseren Ausflug. Ihre einzige Sorge war, daß John sich mit der Arbeit übernehmen oder verrückte Selbstversuche anstellen könnte. Wissen Sie, was ich glaube, Hastings?« »Nun?«

»Ihr Mann ist derjenige, der sie auf dem Gewissen hat. Er hat sie fertiggemacht! In meiner Gesellschaft war sie immer ganz vergnügt. Er ließ sie fühlen, daß sie seiner kostbaren Karriere schadete, und daran ist sie zerbrochen. Verdammt gefühllos, der Bursche, hat nie eine Träne vergossen. Hat mir ganz ruhig erzählt, daß er jetzt nach Afrika führe. Wissen Sie, Hastings, es würde mich nicht überraschen, wenn er sie tatsächlich ermordet hätte.« »Das ist nicht Ihr Ernst«, erwiderte ich scharf.

»Nein, nicht so ganz. Aber eigentlich nur deshalb, weil er vermutlich eine andere Methode gewählt hätte. Ich meine, es war allgemein bekannt, daß er mit diesem Physostigmin arbeitete, deshalb sollte man annehmen, daß er sie nicht ausgerechnet mit diesem Mittel vergiftet hätte. Trotzdem, Hastings, ich bin nicht der einzige, der Franklin verdächtigt. Ich habe den Tip von jemand, der es wissen muß.« »Von wem?«

Boyd Carrington senkte die Stimme. »Von Schwester Craven!« »Was?« Ich war äußerst überrascht.

»Schreien Sie nicht so! Ja, es war Schwester Craven, die mich auf diesen Gedanken gebracht hat. Sie ist ein kluges Mädchen, wissen Sie, sie hat ihre fünf Sinne beisammen. Sie mag Franklin nicht - hat ihn nie leiden können.«

Ich war verblüfft. Ich hatte eher angenommen, daß Schwester Craven ihre Patientin nicht gemocht hatte. Mir ging plötzlich auf, daß sie eine ganze Menge über die Franklins wissen mußte. »Sie übernachtet heute hier«, bemerkte Boyd Carrington.

»Tatsächlich?« rief ich erstaunt. Schwester Craven hatte das Haus gleich nach der Beerdigung verlassen.

»Sie ist unterwegs zu einem neuen Patienten«, erklärte Boyd Carrington.

»Ach so!«

Schwester Cravens Rückkehr beunruhigte mich irgendwie, aber ich hätte nicht sagen können, weshalb. Gab es, so fragte ich mich, einen bestimmten Grund für ihr Erscheinen? Sie mochte Franklin nicht, hatte Boyd Carrington gesagt. . .

Ich riß mich zusammen und erklärte mit Nachdruck: »Sie hat nicht das Recht, Andeutungen über Franklin fallenzulassen. Schließlich war es ihre Aussage, die dazu beigetragen hat, daß der Spruch auf Selbstmord lautete. Schwester Cravens Aussage und Poirots Beobachtung, daß Mrs. Franklin mit einem Fläschchen in der Hand aus dem Labor gekommen sei.«

»Was bedeutet schon ein Fläschchen?« schnaubte Boyd Carrington. »Frauen tragen dauernd Fläschchen mit sich herum - mit Parfüm, Haarwasser oder Nagellack. Ihre Tochter ist an jenem Abend auch mit einem Fläschchen in der Hand herumgelaufen - und wollte sie sich etwa umbringen? Unsinn!«

Er brach ab, als Allerton auf uns zutrat. Passenderweise erklang in der Ferne leises melodramatisches Donnergrollen. Wie schon früher kam mir der Gedanke, daß Allerton für die Rolle des Bösewichts wie geschaffen war.

Aber in der Nacht, als Barbara Franklin starb, war er verreist gewesen. Und außerdem, welches Motiv hätte er gehabt? Dann fiel mir ein, daß X nie ein Motiv hatte, was ja gerade seine Stärke ausmachte. Das, und nur das allein war der Grund, warum wir nicht weiterkamen. Aber der Funke der Erkenntnis konnte jeden Augenblickzünden.

Ich glaube, an diesem Punkt sollte ich festhalten, daß ich während der ganzen Zeit keinen Moment daran gedacht hatte, daß Poirot versagen könnte. Ich hatte niemals die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß X aus dem Zweikampf als Sieger hervorgehen könnte. Trotz Poirots angegriffener Gesundheit und Hinfälligkeit war ich überzeugt, daß er der Stärkere sein würde. Kurz gesagt, ich hatte mich an Poirots Erfolg gewöhnt.

Poirot selbst war es, der mir die ersten Zweifel eingab. Bevor ich zum Abendessen hinunterging, sah ich kurz bei ihm hinein. Ich weiß nicht mehr genau, wie es kam, jedenfalls gebrauchte er

plötzlich die Wendung »falls mir etwas zustoßen sollte«. Ich erhab sofort energisch Einspruch. Nichts würde ihm zustoßen -ihm könne nichts zustoßen!

»*Eh bien*, dann haben Sie nicht darauf geachtet, was Dr. Franklin Ihnen erzählt hat.«

»Franklin ist kein Prophet. Sie können noch einige Jahre leben, Poirot.«  
»Das ist möglich, mein Freund, aber äußerst unwahrscheinlich. Ich habe es auch nicht so allgemein gemeint, sondern einen ganz speziellen Fall: Selbst wenn ich bald sterbe, könnte das für unseren Freund X nicht früh genug sein.«

»Was?« rief ich entsetzt.

Poirot nickte. »Aber sicher, Hastings! X ist schließlich intelligent. Sogar sehr intelligent. Und X wird unweigerlich erkennen, daß es für ihn von unschätzbarem Wert sein könnte, mich zu beseitigen, und wenn er meinem natürlichen Tod auch nur um einige Tage vorgreift.«

»Aber dann- aber was passiert dann?« fragte ich fassungslos. »Wenn der Anführer fällt, *man ami*, übernimmt der Rangnächste das Kommando. Sie werden allein weitermachen.« »Wie könnte ich das? Ich tappe völlig im dunkeln.« »Für diesen Fall habe ich vorgesorgt. Wenn mir etwas zustößt, mein Freund, dann finden Sie hier drin«, er klopfte auf die verschlossene Kassette neben sich, »die nötigen Hinweise. Wie Sie sehen, habe ich alle Möglichkeiten berücksichtigt.«

»Sie haben wirklich keinen Grund, mit Ihrem Wissen hinterm Berg zu halten! Erzählen Sie mir einfach, was los ist!«

»Nein, mein Freund. Die Tatsache, daß Sie keine Ahnung haben, ist eine wertvolle Hilfe.«

»Sie haben für mich einen genauen Bericht verfaßt?« »Natürlich nicht! Er könnte X in die Hände fallen.« »Was haben Sie dann gemacht?«

»Bestimmte Andeutungen niedergelegt, die X nichts sagen werden, da können Sie beruhigt sein. Doch Sie werden mit ihrer Hilfe die Wahrheit herausfinden.“

»Ich weiß nicht recht. Warum müssen Sie immer so kompliziert denken, Poirot? Sie machen alles so schwierig. Das war schon immer so!«

»Und jetzt ist es zu einer Marotte von mir geworden? Wollten Sie das sagen? Vielleicht haben Sie recht. Aber seien Sie beruhigt, Sie werden mit Hilfe meiner Hinweise die Wahrheit entdecken!« Er schwieg ei-

nen Augenblick und fuhr dann fort: »Vielleicht werden Sie sich sogar wünschen, nicht soviel erfahren zu haben. Vielleicht werden Sie sogar rufen: „„Laßt den Vorhang fallen!“«

Ein unbestimmter Ton schwang in seiner Stimme mit und löste wieder diese seltsame Angst in mir aus, daß es irgendwo, gerade außerhalb meines Blickfeldes, Dinge gäbe, die ich nicht sehen wollte - weil es meine Kräfte überstieg. Dinge, die ich tief in meinem Inneren schon kannte. . . Ich schüttelte dieses Gefühl ab und ging zum Abendessen hinunter.

17

Das Abendessen verlief recht erfreulich. Mrs. Luttrell nahm daran teil und strahlte gekünstelte irische Fröhlichkeit aus. Franklin war lebhafter und heiterer, als ich ihn je erlebt hatte. Schwester Craven sah ich zum erstenmal in Zivilkleidung statt in ihrer Schwesterntracht. Jetzt, da sie ihre berufliche Zurückhaltung abgelegt hatte, merkte man erst, was für eine attraktive junge Frau sie war.

Nach dem Essen schlug Mrs. Luttrell eine Partie Bridge vor, doch schließlich einigte man sich auf Gesellschaftsspiele. Gegen halb zehn erklärte Norton, er wolle Poirot besuchen.

»Das ist eine gute Idee«, rief Boyd Carrington. »Es tut mir leid, daß ihm das Wetter in letzter Zeit so zu schaffen gemacht hat. Ich komme mit!« Ich mußte schnell handeln.

»Hören Sie«, sagte ich, »Sie müssen verstehen- es strengt ihn zu sehr an, mit mehr als einem Besucher auf einmal zu reden.« Norton hakte rasch ein: »Ich habe versprochen, ihm ein Buch über Vögel zu leihen.«

»Na gut«, sagte Boyd Carrington. »Kommen Sie wieder runter, Hastings?« »Ja!«

Ich begleitete Norton hinauf. Poirot wartete schon. Nachdem wir einige Worte gewechselt hatten, ging ich wieder hinunter. Wir begannen Romme zu spielen.

Ich glaube, Boyd Carrington mißfiel die aufgelockerte Stimmung, die an jenem Abend auf Styles herrschte. Vielleicht fand er, daß das schreckliche Ereignis noch nicht lange genug zurücklag, um schon

vergessen zu werden. Er war geistesabwesend und zerstreut und zog sich schließlich mit einer Entschuldigung vom Spiel zurück. Er trat ans Fenster und öffnete es. In der Ferne erklang leises Donnergrollen. Ein Unwetter lag in der Luft. Er schloß das Fenster wieder und kehrte zu uns zurück, um eine Weile dem Spiel zuzusehen. Dann verließ er das Zimmer.

Gegen Viertel vor elf ging ich hinauf und begab mich zu Bett, ohne Poirot noch einmal aufzusuchen. Vielleicht schlief er schon. Außerdem hatte ich genug davon, über Styles und seine Probleme nachzudenken. Ich wollte nichts als schlafen - schlafen und vergessen. Ich war eben eingenickt, als ich von einem Geräusch geweckt wurde. Es kam mir vor, als habe jemand an die Tür geklopft. Ich rief »Herein«, und als sich nichts rührte, knipste ich das Licht an, stand auf und schaute hinaus in den Korridor.

Norton trat gerade aus dem Bad und ging in sein Zimmer. Er trug einen karierten Morgenmantel von besonders scheußlicher Farbzusammenstellung, und seine Haare standen ihm wie gewöhnlich in die Höhe. Er schloß die Tür hinter sich, und gleich darauf hörte ich, wie sich der Schlüssel drehte.

Draußen wurde das gedämpfte Donnern lauter. Das Gewitter kam näher.

Ich kletterte wieder ins Bett. Ein leises Unbehagen hatte mich beschlichen, das durch das Geräusch des sich drehenden Schlüssels ausgelöst worden war.

Es hatte mich auf dunkle Gedanken gebracht. Schloß Norton seine Tür nachts immer ab, überlegte ich? Hatte Poirot es ihm etwa geraten? Plötzlich erinnerte ich mich daran, daß Poirots Zimmerschlüssel auf geheimnisvolle Weise verschwunden war.

Meine Unruhe wuchs, während draußen das Gewitter tobte. Schließlich stand ich auf und schloß meine Tür ebenfalls ab. Dann legte ich mich wieder hin und schlief ein.

Bevor ich mich zum Frühstück hinunterbegab, wünschte ich Poirot guten Morgen. Er lag im Bett, und ich erschrak über sein schlechtes Aussehen. Sein Gesicht war von Schwäche und Müdigkeit gezeichnet.

»Wie geht es Ihnen?«

Er lächelte ergeben. »Ich bin noch vorhanden, mein Freund. Ich bin noch vorhanden.« »Haben Sie Schmerzen?« »Nein- ich bin nur müde«, seufzte er, »sehr müde.«

Ich nickte. »Wie war es gestern abend? Hat Ihnen Norton erzählt, was er damals sah?« »Ja, das hat er.« »Und?«

Poirot schaute mich lange und nachdenklich an, bevor er antwortete: »Ich weiß nicht, Hastings, ob ich es Ihnen erzählen soll. Sie könnten es mißverstehen.« »Was wollen Sie damit sagen?«

»Norton«, begann Poirot, »Norton hat zwei Personen gesehen-« »Judith und Allerton«, rief ich. »Ich hab' mir's damals schon gedacht.«

»*Eh bien, non!* Nicht Judith und Allerton! Ich wußte doch, daß Sie es mißverstehen würden. Sie können immer nur eingleisig denken!« »Tut mir leid!«

»Ich werde es Ihnen morgen erzählen. Ich muß über einiges nachdenken.«

»Hilft es - hilft es uns bei unserem Fall weiter?« Poirot nickte. Er schloß die Augen und lehnte den Kopf in die Kissen zurück.

»Der Fall ist abgeschlossen. Ja, er ist abgeschlossen! Es müssen nur noch ein paar lose Fäden verknüpft werden. Gehen Sie nur frühstücken, mein Freund. Und schicken Sie bitte Curtiss zu mir!« Ich informierte den Diener und ging dann hinunter. Ich war gespannt auf Norton. Ich hätte nur allzu gern gewußt, was er Poirot erzählt hatte.

Insgeheim war ich trotzdem nicht glücklich. Ich vermißte eine gewisse freudige Erregung an Poirot. Weshalb diese ständige Geheimnistuerei? Weshalb diese unerklärliche tiefe Traurigkeit? Was bedeutet das alles?

Beim Frühstück fehlte Norton.

Später schlenderte ich in den Garten. Die Luft war nach dem Unwetter frisch und kühl. Ich bemerkte, daß es stark geregnet hatte. Ich freute mich, als ich auf Boyd Carrington traf, und wünschte mir sehr, ihn ins Vertrauen ziehen zu können. Ich hatte es schon lange vorgehabt, und jetzt war ich sehr versucht, es zu tun. Poirot war wirklich nicht mehr in der Lage, allein weiterzumachen. Boyd Carrington strahlte an diesem Morgen eine solche Vitalität und Selbstsicherheit aus, daß ich mich bei seinem Anblick ganz gestärkt und ermutigt fühlte. »Sie sind spät dran«, meinte er. Ich nickte. »Ich habe lange geschlafen.«

»Heute nacht gab es ein Gewitter. Haben Sie es gehört?« Ich erinnerte mich jetzt, daß ich es auch im Schlaf noch donnern gehört hatte.

»Gestern abend hat mir das Wetter ein wenig zu schaffen gemacht«, sagte Boyd Carrington. »Heute fühle ich mich viel besser.« Er reckte die Arme und gähnte. »Wo steckt Norton eigentlich?« fragte ich. »Ich glaube, er ist noch gar nicht auf. So ein Faulpelz!« Wie auf Kommando blickten wir beide die Hauswand empor. Genau über uns befanden sich die Fenster von Nortons Zimmer. Ich stutzte. Auf der ganzen Front waren seine Läden die einzigen, die noch geschlossen waren.

»Das ist seltsam«, sagte ich. »Glauben Sie, man hat vergessen, ihn zu wecken?«

»Ja, komisch. Hoffentlich ist er nicht krank. Wir sollten vielleicht nachschauen.«

Wir gingen gemeinsam hinauf. Im Gang begegnete uns das Haussmädchen, eine dümmlich aussehende Person. Auf unsere Frage antwortete sie, daß Mr. Norton sich auf ihr Klopfen nicht gerührt habe. Sie habe ein- oder zweimal geklopft, aber er scheine es nicht gehört zu haben. Seine Tür sei abgeschlossen.

Mich überfiel eine schlimme Vorahnung. Ich pochte laut gegen die Tür und rief dabei: »Norton - Norton. Wachen Sie auf!« Und als sich nichts rührte, wiederholte ich mit wachsender Unruhe: »Wachen Sie auf. . .«

Nachdem uns klargeworden war, daß wir keine Antwort erhalten würden, suchten wir Colonel Luttrell. Während er sich unseren Bericht anhörte, nahmen seine blaßblauen Augen einen bestürzten Ausdruck an. Er zupfte unsicher an seinem Bärchen. Mrs. Luttrell, die prompte Entscheidungen liebte, machte keine langen Umstände.

»Man wird die Tür aufbrechen müssen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Zum zweitenmal in meinem Leben war ich Zeuge, wie auf *Styles* eine Tür aufgebrochen wurde. Es war dasselbe geschehen wie damals: Tod durch Gewaltanwendung.

Norton lag mit seinem Morgenmantel bekleidet auf dem Bett. Der Zimmerschlüssel steckte in seiner Tasche. In der Hand hielt er eine kleine Pistole, die fast wie ein Spielzeug aussah, aber ihre Wirkung getan hatte. Genau in der Mitte seiner Stirn befand sich ein kleines

Loch.

Einen Moment lang fühlte ich mich an irgend etwas erinnert. Etwas, das sicher schon weit zurücklag. . . Ich war zu müde, um darüber nachzudenken.

Als ich Poirots Zimmer betrat, fiel ihm sofort mein Gesichtsausdruck auf.

»Was ist passiert?« fragte er rasch. »Norton?« »Tot!«

»Wie? Wann?«

Ich teilte es ihm in knappen Worten mit. »Sie sagen, es sei Selbstmord«, schloß ich bedrückt. »Was soll man sonst auch glauben? Die Tür war abgeschlossen. Die Fensterläden waren von innen verriegelt. Der Zimmerschlüssel steckte in seiner Tasche. Ja, ich habe ihn sogar ins Zimmer gehen sehen und gehört, wie er abschloß.« »Sie haben ihn gesehen, Hastings?« »Ja, gestern abend.« Ich berichtete. »Sind Sie sicher, daß es Norton gewesen ist?«

»Natürlich! Ich würde seinen scheußlichen alten Morgenmantel unter Tausenden erkennen.«

Für einen Augenblick war Poirot wieder ganz der alte. »Aber Sie sollen doch einen Menschen und nicht einen Morgenmantel identifizieren! *Ma foi!* So einen Morgenmantel kann jeder anziehen.«

»Das stimmt«, gab ich zögernd zu. »Ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Aber es war unverkennbar sein Haar, und das leichte Hinken -«

»Jeder kann hinken. *Man Die*«/«

Ich sah ihn verblüfft an. »Wollen Sie damit andeuten, Poirot, daß es nicht Norton war?«

»Ich will nichts dergleichen andeuten. Ich habe mich nur über die unwissenschaftliche Art geärgert, mit der Sie begründen, daß Sie Norton gesehen haben. Nein, nein, ich behaupte keinesfalls, daß es nicht Norton war. Es kommt kaum jemand anderes in Betracht, denn alle männlichen Bewohner hier sind groß - sehr viel größer als er-, und seine Größe kann man nicht verändern - die nicht. Norton war höchstens einen Meter fünfundsechzig groß, würde ich schätzen. *Tout de même*, es sieht aus wie ein Zaubertrick, nicht wahr? Er geht in sein Zimmer, schließt die Tür ab, steckt den Schlüssel ein und wird erschossen aufgefunden, mit der Pistole in der Hand und dem Schlüssel noch immer in der Tasche.« »Dann glauben Sie also nicht, daß er sich selbst erschossen hat?«

sagte ich.

Poirot schüttelte bedächtig den Kopf. »Nein«, erwiderte er, »Norton at sich nicht selbst erschossen. Er wurde mit Vorbedacht getötet.«

Ich ging verwirrt nach unten. Der Fall war so rätselhaft, daß es vielleicht verzeihlich ist, wenn ich das nächste unausweichliche Ereignis nicht kommen sah. Ich war wie benommen. Mein Kopf arbeitete nicht richtig.

Und doch war es so logisch! Norton war getötet worden - weshalb? Um zu verhindern - so nahm ich wenigstens an -, daß er ausplauderte, was er gesehen hatte.

Aber er hatte sein Wissen einer ändern Person anvertraut. Und damit war diese Person auch in Gefahr. . . Sie war nicht nur in Gefahr, sie war noch dazu hilflos. Ich hätte es wissen müssen! Ich hätte es voraussehen müssen. . . »*Cher ami!*« hatte Poirot gesagt, als ich das Zimmer verließ. Es waren die letzten Worte, die ich von ihm hören sollte. Denn als Curtiss kam, um nach seinem Herrn zu sehen, fand er ihn tot.

18

Ich möchte gar nicht darüber schreiben. Ich möchte so wenig wie möglich daran denken. Hercule Poirot war tot - und mit ihm war ein Stück von Arthur Hastings gestorben.

Ich werde nur über die Tatsachen berichten, ohne Ausschmückungen. Mehr kann ich nicht ertragen.

Er starb, wie es hieß, eines natürlichen Todes - genauer gesagt, an einem Herzversagen. Franklin erklärte, daß er es erwartet habe. Der Schock über Nortons Tod habe den Anfall zweifellos ausgelöst. Durch irgendein Versehen habe Poirot das Amylnitrit offenbar nicht zur Hand gehabt.

War es tatsächlich ein Versehen? Hatte jemand das Mittel absichtlich fortgenommen? Nein, da mußte noch etwas anderes sein: X hatte nicht mit einem Herzanfall Poirots rechnen können. Die Sache ist nämlich die: Ich weigere mich zu glauben, daß Poirot eines natürlichen Todes starb! Er wurde umgebracht, ebenso wie Norton, ebenso wie Barbara Franklin! Und ich weiß nicht, weshalb sie ermordet wurden- und ich weiß auch nicht, wer sie tötete!

Es gab eine gerichtliche Untersuchung über Nortons Tod, und das Urteil lautete auf Selbstmord. Nur der Gerichtsarzt fand es ungewöhnlich, daß ein Mann sich genau mitten in die Stirn schießt. Aber das war der einzige Schatten eines Zweifels. Die ganze Sache war ja eindeutig: Die von innen abgeschlossene Tür, der Schlüssel in der Tasche des Toten, die fest verriegelten Fensterläden, die Pistole in seiner Hand. Offenbar hatte Norton zuweilen über Kopfschmerzen geklagt und mit einigen Investitionen in letzter Zeit Pech gehabt. Das waren kaum Gründe für einen Selbstmord, aber irgend etwas mußten sie schließlich anführen. Die Pistole hatte anscheinend ihm gehört. Während seines Aufenthaltes auf *Styles* hatte das Hausmädchen sie zweimal auf seiner Kommode liegen sehen. Damit war die Sache also abgeschlossen. Ein weiteres kunstvoll arrangiertes Verbrechen, für das es wie gewöhnlich keine andere Lösung gab.

Aus dem Duell zwischen Poirot und X war X als Sieger hervorgegangen. Jetzt mußte ich die Sache in die Hand nehmen! Ich ging in Poirots Zimmer und holte die Kassette. Da Poirot mich zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt hatte, konnte ich dies ohne weiteres tun. Der Schlüssel hatte ihm an einer Schnur um den Hals gehangen. In meinem Zimmer öffnete ich die Kassette.

Ich erlebte einen schweren Schock. Die Aufzeichnungen über die Fälle waren verschwunden. Noch vor ein oder zwei Tagen hatte ich sie gesehen, als Poirot die Kassette geöffnet hatte. Das war für mich der Beweis - falls ich überhaupt einen solchen brauchte -, daß X an der Arbeit gewesen war. Entweder hatte Poirot die Aufzeichnungen selbst vernichtet - was sehr unwahrscheinlich war -oder X!

X! Dieser verdammte X!

Die Kassette war jedoch nicht ganz leer. Ich erinnerte mich an Poirots Versprechen, mir Hinweise zu hinterlassen, mit denen X nichts anfangen könne. Waren dies die Hinweise?

Ich fand eine billige Ausgabe von Shakespeares *Othello*. Das andere schmale Buch war ein Stück von St. John Ervine: *John Ferguson*. Im dritten Akt steckte ein Lesezeichen. Ich starnte hilflos auf die beiden Bücher.

Das waren also die Fingerzeige, von denen Poirot gesprochen hatte - und ich konnte überhaupt nichts damit anfangen!

Was sollten sie mir verraten?

Als einziges fiel mir ein, daß es sich um eine Art Code handeln könnte . Ein Wortcode, der auf den Stücken basierte. Aber wenn das stimmte, wie sollte ich ihn entschlüsseln? Nirgends war ein Wort oder ein Buchstabe unterstrichen. Auch die Methode, irgendwelche Schriftzeichen durch Erwärmen sichtbar zu machen, blieb ohne Erfolg.

Ich las den dritten Akt von *John Ferguson* sorgfältig durch. Gefesselt und voll Bewunderung verfolgte ich die Szene, in der der arme Clutie John dasitzt und redet und die damit endet, daß der jüngere Ferguson hinausgeht, um nach dem Verführer seiner Schwester zu suchen. Die Charaktere waren meisterlich gezeichnet - aber ich konnte mir kaum vorstellen, daß Poirot mir die Stücke hinterlassen hatte, um meinen literarischen Geschmack zu verbessern.

Doch dann, während ich blätterte, fiel ein Zettel heraus. Darauf stand ein Satz in Poirots Handschrift: Sprechen Sie mit meinem Diener George!

Das war endlich etwas. Möglicherweise besaß George den Schlüssel zu dem Code - falls es einer war. Ich mußte Georges Adresse herausbekommen und ihn aufzusuchen.

Doch zuerst hatte ich noch die traurige Pflicht, meinen lieben Freund zu Grabe zu tragen.

Hier in Styles hatte er bei seinem ersten Besuch in unserem Land gelebt. Hier sollte er die letzte Ruhe finden.

Judith war in diesen Tagen sehr freundlich zu mir. Sie widmete mir viel Zeit und half mir, die Formalitäten zu erledigen. Sie war sanft und mitfühlend. Auch Elizabeth Cole und Boyd Carrington verhielten sich sehr rücksichtsvoll.

Miss Cole schien von Nortons Tod weniger berührt, als ich gedacht hatte. Falls ihr Kummer groß war, so zeigte sie es nicht. Und so war alles zu Ende . .

Ja, ich muß es hier niederschreiben! Ich muß es erwähnen! Die Beerdigung war vorbei. Ich saß mit Judith zusammen und versuchte, ein paar flüchtige Pläne für die Zukunft zu machen. »Aber weißt du, mein Lieber«, sagte sie da, »ich werde nicht hier sein.«

»Wieso nicht?«

»Ich werde nicht in England sein.« Ich sah sie erstaunt an. »Ich habe es dir nicht eher gesagt, Vater, weil ich dir das Leben nicht

noch schwerer machen wollte. Aber schließlich mußt du es einmal erfahren . Hoffentlich macht es dir nicht zuviel aus. Ich gehe nämlich mit Dr. Franklin nach Afrika.«

Da explodierte ich. Das sei unmöglich! So etwas könne sie nicht tun! Sie würde unweigerlich ins Gerede kommen. Daß sie in England bei ihm gearbeitet habe, als seine Frau noch lebte, dagegen sei nichts einzuwenden, aber mit ihm ins Ausland, nach Afrika, zu fahren- das sei etwas ganz anderes. Das sei unmöglich, und ich würde es ihr strikt verbieten. Judith dürfe so etwas nicht tun!

Sie ließ mich ausreden, ohne mich zu unterbrechen. Sie lächelte leicht. »Aber ich fahre ja nicht als seine Assistentin mit«, erklärte sie. »Ich begleite ihn als seine Frau.« Ich war wie vor den Kopf geschlagen. »Und Al-Allerton?« stotterte ich.

Sie sah mich belustigt an. »Das stand nie zur Debatte. Ich hätte es dir erzählt, wenn ich nicht so wütend auf dich gewesen wäre. Außerdem wollte ich, daß du das denkst. Du solltest nicht wissen, daß es in Wirklichkeit John war.«

»Aber ich habe doch gesehen, wie Allerton dich geküßt hat- abends, beim Haus.«

»Ach das«, sagte sie ungeduldig. »An jenem Abend war mir so elend zumute. So etwas kann passieren. Sicher kennst du solche Stimmungen auch.«

»Du kannst Franklin nicht heiraten - nicht so bald danach«, wandte ich ein. »Doch! Ich möchte mit ihm gehen, und wir brauchen nicht zu warten. Jetzt nicht mehr!«

Judith und Franklin! Franklin und Judith!

Verständlich, daß mir in diesem Augenblick die seltsamsten Gedanken durch den Kopf schossen - die offenbar schon länger unbewußt in mir geschlummert hatten.

Judith mit einem Fläschchen in der Hand. Judith, wie sie mit junger, leidenschaftlicher Stimme erklärte, daß wertloses Leben nützlichem weichen müsse! Judith, die ich liebte und die auch Poirot geliebt hatte. Jene zwei Personen, die Norton gesehen hatte - waren es Judith und Franklin gewesen? Und wenn - wenn - nein, das konnte nicht wahr sein! Nicht Judith! Bei Franklin hielt ich es für möglich - ein seltsamer, skrupelloser Mann. Wenn Franklin sich einmal für Mord entschieden hatte, wäre er imstande, weiter und weiter zu morden.

Poirot hatte eingewilligt, Franklin zu Rate zu ziehen. Warum? Was hatte er an jenem Morgen zu ihm gesagt? Aber nicht Judith! Nicht meine schöne, ernste Judith! Und doch, mit welch seltsamem Ausdruck hatte Poirot erklärt: »Dann werden Sie vielleicht lieber sagen: „Laßt den Vorhang fallen!“« Plötzlich erschreckte mich ein neuer Gedanke. Ungeheuerlich! Unmöglich! War die ganze Geschichte von X eine Erfindung? War Poirot nach Styles gekommen, weil er befürchtete, bei den Franklins könne etwas Entsetzliches geschehen? War er gekommen, um über Judith zu wachen? War das der Grund, weshalb er mir absolut nichts erzählen wollte? Weil die ganze Geschichte von X eine Erfindung, ein Täuschungsmanöver war?

Spielte Judith, meine Tochter, die Hauptrolle in dieser Tragödie? *Othello!* Am Abend vor Mrs. Franklins Tod hatte ich *Othello* aus dem Bücherständer genommen. War der Hinweis so zu verstehen? Judith, die, wie jemand hier einmal bemerkt hatte, aussehen könne wie ihre Namensschwester, als sie Holofernes den Kopf abschneiden wollte. Judith - mit Mordgedanken im Herzen?

19

Ich schreibe dies in Eastbourne. Ich bin hierhergekommen, um George zu besuchen, Poirots früheren Diener.

George hatte viele Jahre in Poirots Diensten gestanden. Er war ein tüchtiger, praktisch veranlagter Mensch ohne jeden Funken Phantasie. Er nannte die Dinge immer beim Namen und nahm sie für das, was sie waren.

Ich suchte ihn also auf. Ich berichtete ihm von Poirots Tod, und George reagierte, wie ich erwartet hatte: Er war unglücklich und betrübt, und es gelang ihm fast, dies zu verbergen.

»Er hat bei Ihnen eine Nachricht für mich hinterlassen, nicht wahr?« fragte ich.

»Für Sie, Sir? Nicht daß ich wüßte.«

Ich war überrascht. Ich bohrte weiter, aber es kam nichts dabei heraus. Schließlich sagte ich: »Offenbar habe ich mich geirrt. Das ist dann wohl alles. Ich wollte, Sie wären in seinen letzten Stunden bei ihm gewesen!« »Das hätte ich mir auch gewünscht, Sir.«

»Aber die Krankheit Ihres Vaters ging vermutlich vor.« George sah mich eigenartig an. »Verzeihung, Sir«, sagte er, »aber ich verstehe nicht ganz.« »Sie mußten doch Ihren Dienst aufgeben, damit Sie sich um Ihren Vater kümmern konnten, nicht wahr?«

»Ich wollte nicht weg, Sir. Monsieur Poirot hat mich fortgeschickt.« »Fortgeschickt?« wiederholte ich verwundert.

»Nicht daß er mich entlassen hätte, Sir! Es war abgemacht, daß ich später zurückkommen sollte. Aber ich bin auf seinen Wunsch gegangen. Er hat mich für die Zeit, die ich hier bei meinem alten Vater verbracht habe, angemessen entschädigt.« »Aber warum nur, George, warum?« »Das weiß ich wirklich nicht, Sir!« »Haben Sie ihn nicht gefragt?«

»Nein, Sir. Ich fand, daß mir dies nicht zustehe. Monsieur Poirot hatte seine eigenen Ideen, Sir. Ein sehr kluger Gentleman, das habe ich immer gesagt, Sir, und sehr angesehen.« »Ja, ja«, murmelte ich abwesend.

»Und mit seiner Kleidung war er stets sehr heikel - obwohl er einen etwas eigenartigen und fremdländischen Geschmack hatte, wenn Sie wissen, was ich meine. Aber das ist natürlich ganz verständlich, da er Ausländer war. Und auch sein Haar und sein Schnurrbart!« »Ach, der berühmte Schnurrbart.« Ich erinnerte mich schmerzlich daran, wie stolz er immer auf ihn gewesen war. »Er hat auf seinen Schnurrbart großen Wert gelegt«, fuhr George fort. »Die Art, wie er ihn getragen hat, war nicht sehr modisch, aber es stand ihm, wenn Sie wissen, was ich meine, Sir.« Ich sagte, daß ich es wisse. »Er hat ihn wohl ebenso wie sein Haar gefärbt?« murmelte ich.

»Er hat - äh - seinen Schnurrbart ein bißchen aufpoliert. Aber nicht das Haar - nicht in den letzten Jahren.«

»Unsinn«, sagte ich. »Es war rabenschwarz - so unnatürlich, daß es fast wie eine Perücke aussah.«

George räusperte sich. »Entschuldigen Sie, Sir, aber es war eine Perücke. Monsieur Poirots Haar war in letzter Zeit etwas dünn geworden, und so entschloß er sich zu einer Perücke.« Ich dachte, wie seltsam es sei, daß der beste Freund eines Mannes weniger über ihn wußte als sein Diener. Ich kam auf die Frage zurück, die mich beschäftigte. »Haben Sie wirklich keine Ahnung, weshalb Monsieur Poirot sie wegschickte? Denken Sie mal nach, Mann!«

George bemühte sich, aber offenbar lag ihm das Denken nicht so sehr.

»Ich kann nur vermuten, Sir«, meinte er schließlich, »daß er mich weggeschickt hat, weil er Curtiss anstellen wollte.« »Curtiss? Weshalb hätte er den Wunsch haben sollen, Curtiss anzustellen?«

George räusperte sich wieder. »Das kann ich wirklich nicht sagen, Sir. Curtiss schien mir nicht gerade der- entschuldigen Sie- der Hellste zu sein, Sir. Natürlich war er sehr kräftig, aber er besaß eigentlich nicht die Qualitäten, die Monsieur Poirot geschätzt hat. Ich glaube, er war früher einmal Pfleger in einer Nervenheilanstalt.« Ich starre George entgeistert an. Curtiss!

War dies der Grund, weshalb Poirot darauf bestanden hatte, mir so wenig mitzuteilen? Curtiss, der einzige Mann, den ich nie in Erwägung gezogen hatte! Und Poirot war es zufrieden gewesen und hatte mich unter den Gästen von Styles nach dem geheimnisvollen X suchen lassen. Aber X war kein Gast. Es war Curtiss!

Ehemals Pfleger in einer Irrenanstalt. Hatte ich nicht irgendwo gelesen, daß manche geheilten Patienten einer Nervenklinik später als Pfleger arbeiten?

Ein eigenartiger, stumpfsinniger, beschränkter Mann- ein Mann, der aus irgendeinem seltsamen, verschrobenen, persönlichen Grund morden möchte . . .

Und wenn es stimmte - wenn es stimmte . . . Nun, dann wäre mir eine schwere Last von der Seele genommen! Curtiss?

## NACHTRAG

Anmerkung von Captain Arthur Hastings: Der nachstehende Brief gelangte vier Monate nach dem Tod meines Freundes Hercule Poirot in meinen Besitz. Ich erhielt von einer Anwaltsfirma ein Schreiben, in dem ich gebeten wurde, in ihrem Büro zu erscheinen. Dort händigte man mir, »entsprechend dem Auftrag ihres Klienten, des verstorbenen Monsieur Hercule Poirot«, ein versiegeltes Päckchen aus. Darin lag dieser, von Poirot verfaßte Brief, dessen Inhalt ich hier wiedergebe.

*Man cher ami,*

wenn Sie diese Worte lesen, werde ich schon vier Monate tot sein. Ich habe lange überlegt, ob ich es überhaupt niederschreiben soll, und bin zu dem Schluß gekommen, daß es jemanden geben muß, der die Wahrheit über die zweite »Affäre Styles« kennt. Außerdem wage ich die Vermutung, daß Sie zu dem Zeitpunkt, da Sie dieses lesen, die absurdesten Theorien entwickelt haben werden - und sich dadurch möglicherweise selbst großen Kummer bereiten. Aber lassen Sie mich das eine sagen: Sie hätten leicht von selbst hinter die Wahrheit kommen können, *man ami*. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie alle Hinweise erhielten. Wenn Sie noch im dunkeln tappen, dann nur deshalb, weil Sie einen viel zu anständigen und vertrauensseligen Charakter haben. *A la fin comme au commencement.* Doch Sie hätten zumindest wissen müssen, wer Norton tötete - wenn Ihnen auch noch unklar ist, wer für den Tod von Barbara Franklin verantwortlich ist. Letzteres zu erfahren, dürfte ein Schock für Sie sein.

Beginnen wir damit, daß ich Sie bat, zu mir zu kommen. Ich schrieb Ihnen, daß ich Sie brauche. Das stimmte. Ich schrieb Ihnen, daß Sie meine Augen und Ohren sein sollten. Auch das war richtig, sogar sehr richtig - wenn auch nicht in dem Sinn, wie Sie es auffaßten! Sie sollten hören und sehen, was ich Sie hören und sehen lassen wollte.

Sie haben sich darüber beklagt, *eher ami*, daß die Art, wie ich Sie in diesen Fall einweihte, »unfair« gewesen sei. Ich enthielte Ihnen Kenntnisse vor. Das heißt, ich weigerte mich, Ihnen die Identität von X zu verraten. Das ist wahr. Ich mußte es tun - wenn auch nicht aus den Gründen, die ich Ihnen nannte. Sie werden sie gleich kennenlernen.

Lassen Sie uns jetzt die Affäre X genau untersuchen. Ich habe Ihnen den zusammenfassenden Bericht über die verschiedenen Fälle gezeigt. Ich habe Sie darauf hingewiesen, daß es in jedem einzelnen Fall ziemlich klar schien, daß die beschuldigte oder verdächtige Person das betreffende Verbrechen tatsächlich beging und es keine Alternativlösung gab. Und dann habe ich Ihnen die zweite wichtige Tatsache genannt - daß X jedesmal in die Sache verwickelt oder in der Nähe gewesen war. Das hat Sie zu einer Vermutung geführt, die paradoixerweise zugleich richtig und falsch ist. Sie sagten, daß X alle diese Morde begangen habe.

Aber die Umstände, mein Freund, waren so, daß in allen - oder fast allen - Fällen nur die beschuldigte Person das Verbrechen begangen

haben konnte. Aber was hatte X dann damit zu tun? Es ist nicht anzunehmen, daß, abgesehen von jemand, der mit der Polizei oder der Strafjustiz zu tun hat, irgendein Mann oder irgendeine Frau in fünf Mordfälle verwickelt ist. Verstehen Sie, das gibt es nicht! Es passiert einfach nicht, daß einem jemand vertraulich zuflüstert: »Übrigens, ich habe fünf Mörder gekannt!« Nein, nein, *man ami*, das ist unmöglich . Wir haben es hier also mit dem bemerkenswerten Fall einer Katalyse zu tun - einer Reaktion zwischen zwei Substanzen, die nur in Gegenwart einer dritten stattfindet, wobei diese dritte Substanz an der Reaktion anscheinend keinen Anteil hat und unverändert daraus hervorgeht. Das ist die Situation. Es bedeutet, daß dort, wo X anwesend war, Verbrechen geschahen - doch X beteiligte sich an diesen Verbrechen nicht aktiv.

Eine außergewöhnliche, eine abnorme Situation! Und ich merkte, daß ich schließlich, am Ende meiner Laufbahn, auf den perfekten Verbrecher gestoßen war, den Verbrecher, der eine solche Technik entwickelt hatte, daß er niemals eines Verbrechens überführt werden konnte!

Es war verblüffend. Aber es war nicht neu. Es gab schon Parallelen. Und damit kommen wir zu dem ersten Hinweis, den ich Ihnen hinter-, ließ: *Othello*. Denn hier haben wir, großartig gezeichnet, das Original von X: Jago ist der perfekte Mörder. Desdemonas Tod, der von Cassio - und sogar der von Othello selbst- sind alles Jagos Verbrechen, von ihm geplant und vorangetrieben. Und er bleibt unverdächtig - oder I hätte es bleiben können .Denn Ihr großer Shakespeare, mein Freund, I mußte sich mit dem Dilemma auseinandersetzen, das sein eigenes Können heraufbeschworen hatte. Um Jago zu entlarven, mußte er auf den billigsten aller Tricks zurückgreifen - das Taschentuch-, ein Mittel, das der allgemeinen Technik Jagos nicht entsprach, ein Schnitzer, der ihm selbst, wie man deutlich erkennen kann, nicht unterlaufen wäre.

Ja, hier haben wir die perfekte Kunst des Mordens. Nicht ein einziges Mal fordert er direkt zur Tat auf. Ständig hält er andere von Gewalttaten ab und weist mit Entsetzen Verdächtigungen zurück, an die niemand gedacht hat, bis er sie erwähnt.

Die gleiche Technik finden wir im brillanten dritten Akt von *John Ferguson*, wo der »dumme« Clutie John andere anstachelt, den Mann zu töten, den er haßt. Es ist eine wunderbare Studie über psychologische Beeinflussung.

Nun müssen Sie sich das eine vergegenwärtigen, Hastings: Jeder von uns ist ein potentieller Mörder. In jedem von uns erwacht von Zeit zu

Zeit der Wunsch zu töten - wenn auch nicht der Wille. Wie oft hat man nicht schon selbst gesagt oder andere sagen hören: »Sie hat mich so geärgert, daß ich sie am liebsten umgebracht hätte. Ich hatte so eine Wut, daß ich ihn hätte erschlagen können!« Alle diese Äußerungen sind wörtlich zu nehmen. Der Verstand ist in solchen Augenblicken vollkommen klar. Man möchte den und den umbringen, aber man tut es nicht. Der Wille muß den Wunsch erst genehmigen. Bei kleinen Kindern funktioniert diese Bremse noch unvollständig. Ich kannte mal ein Kind, das sich über sein Kätzchen ärgerte und zu ihm sagte: »Sei still, oder ich schlag' dich auf den Kopf und du bist tot!« Das Kind machte seine Drohung wahr - um einen Augenblick später mit Entsetzen festzustellen, daß das Kätzchen nicht wieder zum Leben zu erwecken war. Denn, sehen Sie, in Wirklichkeit liebte das Kind sein Kätzchen sehr. Wir sind also allesamt potentielle Mörder. Die Kunst von X bestand darin, nicht den Wunsch nach Mord zu wecken, sondern die normalen Hemmungen abzubauen. Es war eine Kunst, in der er sich durch lange Übung vervollkommen hatte. X kannte das richtige Wort, den richtigen Satz und sogar den Tonfall, mit denen er einen Menschen beeinflussen und auf einen schwachen Punkt Druck ausüben konnte. So was ist möglich, und zwar ohne daß das Opfer je Verdacht schöpft. Es war nicht Hypnose - Hypnose hätte keinen Erfolg gehabt. Es war eine viel heimtückischere, eine vernichtende Methode! Sie aktivierte Kräfte, die einen Bruch nicht kitteten, sondern erweiterten. Sie rief das Beste in einem Menschen hervor, um es mit dem Bösen in ihm zu verbünden.

Sie müßten es wissen, Hastings, denn Ihnen ist es auch passiert . . . Jetzt verstehen Sie vielleicht allmählich, was einige meiner Bemerkungen, die Sie ärgerten und verwirrten, in Wirklichkeit zu bedeuten hatten. Wenn ich davon sprach, daß ein Verbrechen geschehen würde, bezog ich mich nicht immer auf das gleiche Verbrechen. Ich erzählte Ihnen, daß ich zu einem bestimmten Zweck auf *Styles* sei. Ich sei gekommen, sagte ich, weil ein Verbrechen verübt werden würde. Sie wunderten sich über meine Sicherheit in diesem Punkt. Doch diese Sicherheit hatte ihren Grund- denn, sehen Sie, das Verbrechen sollte von mir selbst begangen werden . . .

Ja, mein Freund- es ist seltsam- und lächerlich- und schrecklich! Ich, der ich Mord nicht billige, ich, der ich das menschliche Leben achte -ich habe meine Laufbahn mit einem Mord beendet! Vielleicht mußte ich in diesen furchtbaren Zwiespalt geraten, weil ich zu selbstgerecht, zu sehr von der Richtigkeit meines Handelns überzeugt war. Sehen

Sie, Hastings, die Sache hat nämlich zwei Seiten. Es ist meine Lebensaufgabe, Unschuldige zu schützen - Mord zu verhindern -, und dieses war nun die einzige Möglichkeit, das zu tun. Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, X hätte vom Gesetz belangt werden können. Er war sicher. Soviel ich auch gegrübelt habe, es war die einzige Art und Weise, wie man ihm das Handwerk legen konnte. Und doch, mein Freund, zögerte ich. Ich sah, was zu tun war, aber ich konnte es nicht über mich bringen. Wie Hamlet schob ich den Schreckenstag immer wieder hinaus . . . Und dann passierte der nächste Mordversuch- Mrs. Luttrells Unfall.

Ich war neugierig, Hastings, ob Ihr bekannter Sinn für das Offensichtliche sich auch hier bewähren würde. Er hat sich bewährt! Ihre erste Reaktion war ein unbestimmter Verdacht gegen Norton. Und Sie hatten damit ganz recht. Norton war der Mann. Sie hatten keinen Grund für Ihre Annahme - außer der vollkommen richtigen, wenn auch halbherzig geäußerten Feststellung, daß er unauffällig sei. Damit sind Sie, glaube ich, der Wahrheit sehr nahe gekommen. Ich habe seine Lebensgeschichte aufmerksam studiert. Er war der einzige Sohn einer herrischen und rechthaberischen Frau. Er scheint nie in seinem Leben über die Gabe verfügt zu haben, sich zu behaupten oder sich bei anderen Menschen durchzusetzen. Er hat immer leicht gehinkt und konnte in der Schule nie am Sport teilnehmen. Äußerst bezeichnend war eine Bemerkung von ihm, die Sie mir berichteten, nämlich, daß er in der Schule ausgelacht worden sei, weil er den Anblick eines toten Kaninchens nicht ertragen konnte. Ich glaube, das war ein Erlebnis, das bei ihm einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Er verabscheute Blut und Gewalt, worunter sein Ansehen litt. Ich nehme an, daß er unbewußt versuchte, diese Schwäche durch Rücksichtslosigkeit und Gemeinheit wettzumachen. Ich könnte mir vorstellen, daß er schon in ziemlich jungen Jahren seine Fähigkeit, andere zu beeinflussen, entdeckte. Er ist ein guter Zuhörer und hat eine ruhige, sympathische Art. Die Leute mochten ihn, ohne ihn jedoch sehr zu beachten. Dies ärgerte ihn zuerst - und dann machte er es sich zunutze. Er entdeckte, wie lächerlich einfach es war, seine Mitmenschen durch ein geschicktes Wort oder den richtigen Reiz zu beeinflussen. Die einzige Bedingung war, daß man sie verstand - daß man ihre Gedanken und geheimen Reaktionen und Wünsche ergründete.

Sie begreifen sicherlich, Hastings, daß eine solche Entdeckung ein Machtgefühl hervorrufen kann! Da war er, Stephen Norton, den alle mochten und zugleich verachteten, und konnte die Leute dazu veran-

lassen, Dinge zu tun, die sie nicht tun wollten - oder von denen sie *dachten*, daß sie sie nicht tun wollten.

Ich sehe ihn vor mir, wie er dieses Hobby ausbaut und allmählich einen morbiden Geschmack an Gewalttätigkeit aus zweiter Hand entwickelt, einer Gewalttätigkeit, zu der ihm die physische Robustheit fehlte und deren Mangel ihm Spott eingetragen hatte. Ja, sein Hobby gefällt ihm immer mehr, bis es zur Leidenschaft, zur Notwendigkeit wird. Es war eine Droge, Hastings - eine Droge, die genau wie Opium oder Kokain süchtig machen kann. Norton, der sanfte, naturliebende Mann, war ein geheimer Sadist. Er war süchtig danach, Menschen zu quälen und geistig zu foltern. Dieses Phänomen ist in den letzten Jahren überall in der Welt wie eine Seuche aufgetreten- *L'appétit vient en mangeant*.

Zwei Triebe wurden befriedigt, der sadistische und der Machttrieb. Er, Norton, hatte Gewalt über Leben und Tod.

Wie alle Drogensüchtigen war er auf ständigen Nachschub angewiesen. Er fand ein Opfer nach dem anderen. Ohne Zweifel waren es mehr als die fünf Fälle, die mir bekannt sind. Jedesmal spielte er die gleiche Rolle. Er kannte Etherington. Er verbrachte einen Sommer in dem Dorf, in dem Riggs lebte, und trank mit ihm im Dorfgasthaus. Auf einer Kreuzfahrt lernte er Freda Clay kennen und bestärkte sie in dem Gefühl, daß der Tod ihrer alten Tante eine gute Sache sei - eine Erlösung für die Tante und ein von finanziellen Sorgen freies und schönes Leben für sie selbst. Er war mit den Litchfields befreundet, und bei der Unterhaltung mit ihm sah sich Margaret Litchfield als Heldenin, die ihre Schwestern aus ihrer lebenslangen Gefangenschaft befreite. Ich glaube nicht, Hastings, daß ohne Nortons Einfluß auch nur einer dieser Menschen getan hätte, was er tat. Und jetzt zu den Ereignissen auf Styles. Ich war Norton bereits seit einiger Zeit auf der Spur. Als er mit den Franklins bekannt wurde, witterte ich sofort Gefahr. Sie müssen verstehen, daß selbst Norton etwas brauchte, wo er einhaken konnte. Wo kein Samen ist, kann man nichts zum Wachsen bringen. Meiner Ansicht nach hat zum Beispiel in Othello schon immer die - wahrscheinlich richtige - Überzeugung geschlummert, daß Desdemonas Liebe zu ihm die leidenschaftliche, unausgewogene Heldenverehrung eines jungen Mädchens für einen berühmten Krieger und nicht die reife Liebe einer Frau zu dem Mann Othello war. Er ahnte vielleicht, daß Cassio der richtige Gefährte gewesen wäre und sie dies mit der Zeit erkennen würde. Die Franklins stellten für Norton ein dankbares Objekt dar. Was für Möglichkeiten boten sich ihm hier! Sie haben inzwischen zweifellos

gemerkt, Hastings, daß Franklin und Judith sich liebten- was jeder, der Augen im Kopf hatte, schon längst wußte. Seine Schroffheit, seine Gewohnheit, sie nie anzusehen, und sein Verzicht auf jede Höflichkeit hätten Ihnen verraten müssen, daß er bis über beide Ohren in sie verliebt war. Aber Franklin ist ein Mann von großer Charakterstärke und Rechtschaffenheit. Seine Äußerungen sind zwar von brutaler Nüchternheit, aber er ist ein Mensch mit festen Wertvorstellungen. Seiner Meinung nach bleibt ein Mann bei der Frau, die er einmal gewählt hat.

Sogar Sie hätten merken müssen, daß Judith eine tiefen und unglückliche Zuneigung zu ihm gefaßt hatte. Als Sie sie im Rosengarten fanden, dachte sie, Sie hätten diese Tatsache erkannt. Daher ihr wütender Ausbruch. Menschen wie sie können Mitleid oder Bedauern nicht ertragen. Es war, als hätten Sie eine offene Wunde berührt. Dann entdeckte sie, daß Sie glaubten, sie sei in Allerton verliebt. Sie ließ Sie in dem Glauben, um sich vor Ihrem unbeholfenen Mitleid -und weiterem Bohren in der Wunde - zu schützen. Ihr Flirt mit Allerton war ein Akt der Verzweiflung. Sie wußte genau, was für eine Art Mann sie vor sich hatte. Er amüsierte sie und lenkte sie ab, aber sie empfand nicht das geringste für ihn.

Norton wußte natürlich genau über die Situation Bescheid. Er sah, welche Möglichkeiten das Franklin-Trio bot. Ich nehme an, daß er es zuerst bei Franklin versuchte, dort aber eine vollständige Niederlage erlitt. Franklin gehört zu der Sorte von Menschen, die gegen hinterhältige Beeinflussungen vollkommen immun sind. Franklin besitzt ganz klare Wertvorstellungen und kennt seine eigenen Gefühle genau - gegen Druck von außen ist er völlig unempfindlich. Außerdem ist seine Arbeit die große Leidenschaft seines Lebens. Das macht ihn weniger anfällig.

Bei Judith hatte Norton viel mehr Erfolg. Er spielte sehr geschickt das Thema »nutzloses Leben« aus. Dies war für Judith ein Glaubensartikel- und die Tatsache, daß ihre geheimsten Wünsche damit übereinstimmten, wurde von ihr einfach ignoriert, während Norton dieser Umstand sehr zustatten kam. Er stellte es sehr schlau an - er nahm selbst den entgegengesetzten Standpunkt ein und machte sich darüber lustig, daß sie doch nie den Mut haben werde, eine so entscheidende Tat auszuführen. »Das gehört zu den Dingen, über die alle jungen Leute immer reden - die sie aber nie tun!« So ein alter, billiger Trick- und wie selten verfehlt er seine Wirkung, Hastings! So verletzlich sind sie, diese Kinder! So bereit, ein Risiko einzugehen, ohne es überhaupt als solches zu erkennen!

Und wenn die nutzlose Barbara Franklin nicht mehr im Weg gewesen wäre, hätten Franklin und Judith freie Bahn gehabt. Doch das wurde nie ausgesprochen - das durfte niemals an die Oberfläche des Bewußtseins treten. Norton betonte immer wieder, daß der persönliche Aspekt nichts - aber auch gar nichts mit der Sache zu tun hätte. Denn sobald sich Judith dessen bewußt geworden wäre, hätte sie sehr heftig reagiert. Aber einem Mordsüchtigen in Nortons fortgeschrittenem Stadium genügt ein Eisen im Feuer nicht. Er sieht immer wieder Gelegenheiten, sich ein Vergnügen zu holen. Eine weitere solche Gelegenheit waren die Luttrells.

Denken Sie zurück, Hastings! Erinnern Sie sich an Ihren ersten Abend, als Sie Bridge spielten. An die Äußerungen, die Norton hinterher Ihnen gegenüber tat. Er redete so laut, daß Sie Angst hatten, Colonel Luttrell könne sie hören. Natürlich! Norton wollte, daß er sie hörte. Er ließ nie eine Gelegenheit aus, jemand etwas unter die Nase zu reiben - und schließlich hatten seine Bemühungen bei Luttrell Erfolg. Es geschah vor Ihren Augen, Hastings, aber Sie haben nie etwas gemerkt! Die Fundamente, auf die Norton bauen konnte, waren ja schon vorhanden - das Gefühl, unter wachsendem Druck zu stehen, die Scham über die schlechte Figur, die er vor anderen Männern machte, der steigende Groll auf seine Frau.

Rufen Sie sich ins Gedächtnis, was passierte! Norton sagt, er habe Durst (wußte er, daß Mrs. Luttrell im Haus war und sich einmischen würde?). Der Colonel reagiert sofort als der großzügige Gastgeber, der er von Natur aus ist. Er bietet Drinks an. Er geht, um sie zu holen. Sie sitzen alle draußen vor dem Fenster. Seine Frau überrascht ihn - es kommt zu der unvermeidlichen Szene, von der er weiß, daß die Gäste sie mit anhören können. Das Ganze hätte mit ein paar geschickten Sätzen überspielt werden können - Boyd Carrington wäre der richtige Mann dafür gewesen.

Er besitzt ein gewisses Maß an Weitläufigkeit und Takt, obwohl er andererseits einer der aufgeblasensten und langweiligsten Menschen ist, die ich je getroffen habe! Genau der Typ, den Sie bewundern! Sie selbst hätten sich ganz gut aus der Affäre gezogen, aber Norton stürzt sich in ein plumpes, albernes Gerede und strotzt vor Taktgefühl, bis es zum Himmel schreit und alles tausendmal schlimmer geworden ist. Er plappert von Bridge (was bei Luttrell die Erinnerung an weitere Demütigungen wachruft) und erzählt plötzlich von Jagdunfällen. Und wie von Norton beabsichtigt, gibt auf dieses Stichwort hin der alte Esel Boyd Carrington prompt die Geschichte seines irischen Burschen zum besten, der seinen Bruder erschoß - eine Geschichte, Ha-

i stings, die Norton vorher Boyd Carrington erzählte, weil er genau ! wußte, daß der alte Dummkopf sie bei der nächstbesten Gelegenheit , sofort als seine eigene ausgeben würde. Sie sehen, der letzte Anstoß kommt nie von Norton. *Mon Dieu, non!*

Damit sind die Weichen gestellt. Eins war zum anderen gekommen und die Grenze des Erträglichen erreicht. Beleidigt in seiner Ehre als Gastgeber, bloßgestellt vor seinen Geschlechtsgenossen, sich windend bei dem Gedanken, daß die anderen wußten, wie hilflos er gegenüber den Bevormundungen seiner Frau war - und dann die Schlüsselworte der Erlösung: Jagdunfall - Jagdgewehr - ein Mann, der seinen Bruder erschießt - und plötzlich sieht er den Kopf seiner Frau . . . »Ganz ungefährlich- ein Unfall. . . Ich werd' ihnen zeigen . . . Ich werd's *ihr* zeigen . . . Hol sie der Teufel! Ich wünschte, sie wäre tot. . . ich werde *sie* töten!«

Luttrell hat sie nicht umgebracht, Hastings. Ich glaube, daß er in dem Moment, als er schoß, unwillkürlich schlecht zielte, weil er sie nicht töten wollte. Und danach - war der Bann gebrochen. Sie war seine Frau, die Frau, die er trotz allem liebte.

Eins von Nortons Verbrechen, das ihm nicht ganz gelungen ist. Ah - und erst sein nächster Versuch! Ist Ihnen klar, Hastings, daß Sie sein nächstes Opfer waren? Drehen Sie das Rad der Erinnerung zurück - rufen Sie sich alles wieder ins Gedächtnis! Mein ehrenhafter, gutmütiger Hastings! Er entdeckte all Ihre schwachen Seiten-ja, und auch Ihre guten und anständigen.

Allerton gehört zu der Sorte Männer, die Sie instinkтив ablehnen und fürchten. Er ist der Typ Mann, den man Ihrer Meinung nach vernichten sollte. Und alles, was Sie über ihn dachten und hörten, war richtig. Dann erzählt Norton Ihnen eine bestimmte Geschichte über ihn -eine vollkommen wahre Geschichte, was die Fakten angeht. (Wenn auch das betreffende Mädchen neurotisch und nicht gerade aus feiner Familie war.)

Dadurch wurden Ihre konventionellen und in gewisser Weise altmodischen Instinkte angesprochen. Dieser Mann ist der Bösewicht, der Verführer, der Mann, der Mädchen ruiniert und zum Selbstmord treibt! Norton veranlaßt Boyd Carrington, Sie ebenfalls zu bearbeiten. Sie fühlen sich gedrängt, »mit Judith zu sprechen«. Wie vorauszusehen, reagiert Judith mit der schroffen Bemerkung, sie könne mit ihrem Leben machen, was sie wolle. Das läßt Sie das Schlimmste vermuten.

Begreifen Sie, was für Register Norton zieht? Da ist Ihre Liebe zu Ihrer Tochter. Dann das ausgeprägte, altmodische Verantwortungsgefühl,

das ein Mann wie Sie für seine Kinder hat. Dazu die leichte Selbstüberschätzung, die Ihrem Wesen eigen ist: »Ich muß etwas tun. Alles hängt von mir ab.« Und Ihr Gefühl der Hilflosigkeit, weil Ihnen der kluge Rat Ihrer Frau fehlt. Außerdem Ihre Treue: »Ich darf sie nicht im Stich lassen!« Und auf der Minusseite haben wir Ihre Eitelkeit und dazu die Tatsache, daß Sie durch die Zusammenarbeit mit mir mit allen Tricks des Detektivberufs vertraut sind. Und schließlich das unbewußte Gefühl, das die meisten Männer gegenüber ihren Töchtern haben - unvernünftige, fast haßvolle Eifersucht auf den Mann, der ihnen die Tochter nimmt. Norton spielte auf Ihnen wie ein Klaviervirtuose auf dem Flügel, Hastings. Und Sie reagierten. Sie urteilten zu leicht nach dem äußeren Schein. Das war schon immer Ihr Fehler. Sie haben ohne weiteres angenommen, daß es Judith war, mit der sich Allerton im Sommerhaus unterhielt. Dabei haben Sie sie gar nicht gesehen, Sie haben sie nicht einmal sprechen gehört! Unverständlichlicherweise dachten Sie sogar am nächsten Morgen noch, daß es Judith gewesen sei. Sie freuten sich, weil sie »ihre Absicht geändert« hatte.

Wenn Sie sich die Mühe gemacht hätten, die Tatsachen zu prüfen, hätten Sie sofort entdecken müssen, daß nie davon die Rede war, daß Judith an jenem Tag nach London fuhr. Und Sie haben auch versäumt, eine andere, höchst naheliegende Schlußfolgerung zu ziehen. Es gab jemand anderen, der an dem Tag verreisen wollte - und der wütend darüber war, daß er das nicht konnte. Schwester Craven! Allerton ist nicht der Mann, der sich damit begnügt, nur einer Frau den Hof zu machen! Seine Affäre mit Schwester Craven war schon viel weiter gediehen als der kleine Flirt, den er mit Judith hatte. Wieder einmal führte Norton Regie...

Sie sahen, wie Allerton und Judith sich küßten. Dann holt Norton Sie hinter die Hausecke zurück. Zweifellos weiß er sehr wohl, daß Allerton sich mit Schwester Craven im Sommerhaus treffen will. Nach einem Hin und Her ist Norton einverstanden, daß Sie hingehen, aber er begleitet Sie. Der Satz, den Sie von Allerton aufschnappen, kommt Norton wie gerufen, und er zieht Sie schnell fort, bevor Sie entdecken können, daß Allertons Gesprächspartnerin nicht Judith ist! Ja, er war ein Virtuose! Und Sie reagierten prompt und mit aller Heftigkeit. Sie beschlossen, Allerton zu ermorden!

Aber zum Glück, Hastings, hatten Sie einen Freund, dessen Gehirn noch funktionierte. Und nicht nur sein Gehirn!

Wenn Sie die Wahrheit nicht herausgefunden haben, dann beruht das, wie ich eingangs sagte, auf Ihrer zu großen Vertrauensseligkeit.

Sie glauben, was man Ihnen erzählt. Sie glaubten, was *ich* Ihnen erzählte

...

Doch Sie hätten die Wahrheit leicht herausfinden können. Ich hatte George fortgeschickt- weshalb? Ich hatte ihn durch einen weniger erfahrenen und offensichtlich viel weniger intelligenten Mann ersetzt - weshalb? Ich wurde nicht von einem Arzt behandelt, ich, der ich immer so um meine Gesundheit besorgt gewesen war, weigerte mich, einen Arzt zu konsultieren - weshalb?

Verstehen Sie jetzt, warum ich Sie auf *Styles* brauchte? Ich brauchte jemanden, der fraglos akzeptierte, was ich ihm erzählte. Sie glaubten meine Behauptung, daß sich mein Gesundheitszustand in Ägypten verschlechtert habe. Das war nicht der Fall. Bei meiner Rückkehr ging es mir viel besser! Mit einiger Mühe hätten Sie das leicht herausfinden können. Aber nein, Sie glaubten mir! Ich schickte George fort, weil er bezweifelt hätte, daß meine Gliedmaßen mir plötzlich den Dienst versagten. George hat ein feines Gespür für das, was um ihn herum vorgeht. Er hätte gemerkt, daß ich ihm etwas vormachte. Verstehen Sie, Hastings? Die ganze Zeit über, während ich den Hilflosen spielte und Curtiss täuschte, war ich es gar nicht. Ich konnte gehen - mit einem leichten Hinken.

Ich hörte Sie ja an jenem Abend heraufkommen. Ich hörte, wie Sie zögerten und dann in Allertons Zimmer gingen. Ich war sofort alarmiert. Schließlich kenne ich Sie sehr gut.

Ich verlor keine Zeit. Ich war allein. Curtiss war zum Essen hinuntergegangen. Ich schlich mich aus dem Zimmer und über den Gang. Ich hörte Sie in Allertons Badezimmer hantieren. Und prompt tat ich das, was Sie so verachteten, mein Freund. Ich ließ mich auf die Knie nieder und spähte durch das Schlüsselloch der Badezimmertür. Zum Glück kann man hindurchsehen, da sie von innen nicht mit einem Schlüssel, sondern mit einem Riegel zu verschließen ist. Ich verfolgte Ihre Manipulationen mit den Schlaftabletten und begriff, was Sie vorhatten.

Und so handelte ich, mein Freund. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und traf meine Vorbereitungen. Als Curtiss heraufkam, schickte ich ihn los, um Sie zu holen. Sie kamen gähnend herein und erklärten, Sie hätten Kopfschmerzen. Ich machte sofort viel Aufhebens darum und wollte Ihnen Medikamente aufdrängen. Um des lieben Friedens willen waren Sie bereit, eine Tasse Schokolade zu trinken. Sie stürzten sie rasch hinunter, um so schnell wie möglich verschwinden zu können. Aber ich, mein Freund, ich besitze auch Schlaftabletten! Und so schliefen Sie - schliefen Sie bis zum Morgen, wo Sie als der

alte gute Hastings wieder erwachten und über das, was Sie fast getan hätten, entsetzt waren.

Sie waren nicht mehr in Gefahr. Man tut so was nicht zweimal- nicht, wenn man wieder normal geworden ist.

Aber für mich gab das den Ausschlag, Hastings! Denn was für andere Leute gelten möchte, das traf auf Sie nicht zu: Sie sind kein Mörder, Hastings! Doch Sie hätten wegen Mordes gehängt werden können - wegen eines Mordes, den eigentlich ein anderer begangen hatte, der in den Augen des Gesetzes unschuldig gewesen wäre. Ausgerechnet Sie, mein guter, mein ehrenhafter - o so ehrenhafter Hastings! So freundlich, so gewissenhaft- so unschuldig. Ja, ich mußte handeln! Ich wußte, daß meine Zeit kurz bemessen war - und dafür war ich dankbar. Denn das Schlimmste am Mord, Hastings, ist seine Wirkung auf den Mörder. Ich, Hercule Poirot, hätte zu der Überzeugung kommen können, ich sei von Gott zum Herrn über Leben und Tod eingesetzt worden. . . Doch zum Glück war die Zeit zu knapp, als daß dies hätte passieren können. Mein Ende war nahe. Und ich fürchtete, daß Norton bei jemand Erfolg haben könnte, der uns beiden sehr am Herzen lag. Ich meine Ihre Tochter. . . Jetzt kommen wir zu Barbara Franklins Tod. Was für Theorien Sie darüber entwickelt haben mögen, Hastings, ich glaube nicht, daß Sie auch nur ein einziges Mal die Wahrheit vermuteten. Denn wissen Sie, Hastings, Sie waren es, der Barbara Franklin umbrachte.

*Mais oui*, das taten Sie!

Die Affäre Franklin konnte man nämlich noch von einem anderen Winkel aus betrachten, den ich nicht genügend bedacht hatte. Über Nortons Aktivitäten in diesem Fall wissen wir beide nichts. Doch ich bezweifle nicht, daß er auch hier alle seine Trümpfe ausspielte. Haben Sie sich je darüber Gedanken gemacht, Hastings, weshalb Mrs. Franklin sich bereit fand, nach *Styles* zu kommen? Es liegt, wenn Sie es genau bedenken, überhaupt nicht auf ihrer Linie. Sie liebt gutes Essen, Komfort und vor allem gesellschaftliches Leben. *Styles* ist nicht besonders vergnüglich; es wird nicht sehr gut geführt; es liegt abseits, auf dem Land. Und doch war es Mrs. Franklin, die darauf bestand, den Sommer dort zu verbringen.

Ja, es gab noch eine andere Kombination bei der Affäre Franklin: mit Boyd Carrington! Mrs. Franklin war eine enttäuschte Frau - der Grund für ihr Nervenleiden. Sie besaß gesellschaftlichen Ehrgeiz und wollte in finanzieller Hinsicht hoch hinaus. Sie hatte Franklin geheiratet, weil sie hoffte, daß er eine glänzende Karriere machen würde.

Er war zwar erfolgreich, aber nicht in ihrem Sinn. Seine Erfolge würden ihn nie auf die Titelseiten der Zeitungen oder in die Harley Street bringen. Sein Name würde einem halben Dutzend Experten bekannt sein, und er würde Artikel in Fachzeitschriften publizieren. Die Öffentlichkeit würde nichts von ihm hören - und er würde bestimmt kein Geld scheffeln.

Und da ist Boyd Carrington - heimgekehrt aus Indien -, gerade zu Geld und zum Titel eines Baronets gekommen, Boyd Carrington, der zärtliche Gefühle für das hübsche siebzehnjährige Mädchen gehegt hatte, das er beinahe gebeten hätte, seine Frau zu werden. Er fährt nach Styles, er schlägt den Franklins vor, ebenfalls zu kommen- und Barbara kommt.

Es ist zum Verrücktwerden! Anscheinend hat sie für diesen reichen, attraktiven Mann nichts von ihrer Anziehungskraft eingebüßt, aber er hat almodische Ansichten- er ist nicht der Mann, der eine Scheidung vorschlagen würde. Und John Franklin hält auch nichts von Scheidung. Wenn ihr Mann also starb, könnte sie Lady Boyd Carrington werden- und was für ein herrliches Leben würde sie dann führen! Norton fand in ihr ein nur allzu williges Werkzeug. Wenn man es genau bedenkt, Hastings, war es doch ganz offensichtlich. Ihre ersten zögernden Versuche, uns weiszumachen, wie sehr sie ihren Mann liebte. Sie übertrieb ein bißchen, murmelte etwas von »allem ein Ende machen«, weil sie ihm eine Last sei. Und dann ein ganz neuer Ton. Ihre Besorgnis, daß Franklin Selbstversuche anstellen könnte.

Es hätte uns sofort klar sein müssen, Hastings! Sie bereitete uns darauf vor, daß John Franklin an einer Physostigminvergiftung sterben würde. Man hätte keinen Augenblick lang angenommen, daß er vergiftet worden wäre - o nein! Ganz fraglos ein Opfer der Wissenschaft. Er nimmt das harmlose Alkaloid, das sich dann als gar nicht harmlos erweist.

Das einzige Dumme an der Sache war, daß sie es zu eilig hatte. Sie haben mir erzählt, daß sie gar nicht erfreut war, als sie Boyd Carrington dabei überraschte, wie er sich von Schwester Craven aus der Hand lesen ließ. Schwester Craven ist eine gutaussehende junge Frau mit einem sicheren Blick für Männer. Sie hatte ihr Glück bei Dr. Franklin versucht, aber ohne Erfolg. (Daher ihre Abneigung gegen Judith.) Sie läßt sich mit Allerton ein, aber sie weiß genau, daß er keine ernsten Absichten hat. Es kann nicht ausbleiben, daß sie ein Auge auf den reichen und immer noch attraktiven Sir William wirft - und Sir William war ihren Reizen gegenüber vielleicht nur allzu aufgeschlossen. Er

hatte längst bemerkt, daß Schwester Craven ein hübsches, gesundes Mädchen war.

Barbara Franklin bekommt es mit der Angst zu tun und beschließt, rasch zu handeln. Je eher sie eine mitleiderweckende, charmante und für Trost nicht ganz unempfängliche Witwe wird, desto besser. Und so bereitet sie, nach einem Morgen voll nervöser Anfälle, die Szene vor.

Wissen Sie, *man ami*, ich habe einigen Respekt vor der Kalabarbohne. Diesmal hat sie nämlich nicht versagt. Sie hat den Unschuldigen verschont und den Schuldigen bestraft.

Mrs. Franklin bittet Sie alle auf ihr Zimmer. Sie bereitet umständlich und mit viel Getue den Kaffee. Ihre eigene Tasse steht, wie Sie mir erzählt haben, neben ihr, und die ihres Mannes auf der anderen Seite des drehbaren Bücherständers.

Und dann kommt die Sache mit den Sternschnuppen, und alle gehen hinaus, und nur Sie, mein Freund, bleiben zurück - allein mit Ihrem Kreuzworträtsel und ihren Erinnerungen -, und um Ihre Gefühle zu verbergen, drehen Sie am Bücherständer und suchen nach einer Shakespeare-Ausgabe .

Dann kommen alle zurück, und Mrs. Franklin trinkt die Tasse Kaffee mit den Alkaloiden der Kalabarbohne, die für den lieben, sich für die Wissenschaft opfernden John gedacht war, und John Franklin trinkt den harmlosen Kaffee, der für die schlaue Mrs. Franklin bestimmt war.

Wenn Sie einen Augenblick nachdenken, Hastings, dann werden Sie verstehen, daß mir keine Wahl blieb, obwohl ich begriffen hatte, was vorgefallen war. Ich konnte nämlich nicht beweisen, was geschehen war. Und wenn man Mrs. Franklins Tod für etwas anderes als Selbstmord gehalten hätte, wäre der Verdacht unweigerlich auf Franklin oder Judith gefallen - auf zwei völlig unschuldige Menschen. Und so tat ich etwas, wozu ich absolut berechtigt war, ich bestätigte mit Nachdruck und Überzeugung Mrs. Franklins ganz und gar unglaubliche Bemerkungen, daß sie ihrem Leben ein Ende machen wollte.

Man nahm es mir ab - außer mir hätte man es wahrscheinlich niemand geglaubt. Meine Aussage hatte Gewicht. Ich bin ein Mann, der mit Mord seine Erfahrungen hat - wenn *ich* überzeugt bin, daß es Selbstmord ist, dann ist es auch einer.

Ich konnte sehen, daß es Sie verwirrte und Sie unzufrieden waren. Zum Glück ahnten Sie die Wahrheit nicht. Aber werden Sie sie herausfinden, wenn ich tot bin? Wird sich nicht

die schwarze Schlange des Verdachts in Ihre Gedanken schleichen, immer wieder den Kopf erheben und zischen: »Hat Judith nicht doch. . .«

Das wäre möglich. Und deshalb schreibe ich Ihnen diesen Brief. Sie müssen die Wahrheit erfahren!

Es gab eine Person, der das Urteil auf Selbstmord nicht paßte: Norton. Er war um sein Vergnügen betrogen worden. Er ist, wie gesagt, ein Sadist. Er will das ganze Spektrum von Aufregung, Verdächtigungen, Angst und Gerichtstrubel genießen. Das alles war ihm entgangen. Der Mord, den er arrangiert hatte, war schiefgelaufen. Doch sogleich entdeckte er eine Möglichkeit, sich für den entgangenen Spaß zu entschädigen. Er begann, Andeutungen fallenzulassen. Er hatte schon vorher behauptet, etwas Seltsames durch sein Fernglas gesehen zu haben. Er wollte genau den Verdacht erwecken, den er dann auch erweckte - daß er Allerton und Judith in einer kompromittierenden Situation beobachtet hatte. Aber da er nichts Genaues erzählt hatte, konnte er die Sache noch anderweitig verwerten. Angenommen, zum Beispiel, er behauptet, daß er *Franklin* und Judith sah. Das wird den Selbstmord in einem neuen und interessanten Licht erscheinen lassen! Es kann zu Zweifeln Anlaß geben, ob es sich überhaupt um Selbstmord handelte . . .

Und so, *mon ami*, beschloß ich, das Unumgängliche gleich zu tun. Ich veranlaßte Sie, Norton an jenem Abend zu einem Besuch bei mir zu überreden . . .

Ich will Ihnen jetzt genau schildern, was sich abspielte. Norton wäre zweifellos entzückt gewesen, mir seine zurechtgelegte Geschichte zu erzählen. Ich ließ ihm keine Zeit dazu. Ich sagte ihm auf den Kopf zu, was ich über ihn wußte.

Er leugnete nichts. Nein, *mon ami*, er lehnte sich in seinem Sessel zurück und grinste. *Mais ouis*, es gibt keinen anderen Ausdruck dafür, er grinste! Er fragte mich, was ich mit diesem meinem amüsanten Einfall anfangen wolle. Ich antwortete, ich hätte die Absicht, ihn hinzurichten.

»Ah, ich versteh«, sagte er. »Dolch oder Giftbecher?« Wir wollten gerade eine Tasse Schokolade trinken. Er war ein Süßschnabel, unser Monsieur Norton.

»Das einfachste«, antwortete ich, »wird wohl der Giftbecher sein.« Damit reichte ich ihm die Tasse Schokolade, die ich gerade eingegossen hatte.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen«, fragte er, »wenn ich in diesem Fall aus Ihrer statt aus meiner Tasse trinke?«

»Nicht das geringste«, erwiderte ich. Es war tatsächlich ganz unwichtig. Wie ich schon erwähnte, nehme ich auch Schlaftabletten. Da ich sie seit geraumer Zeit regelmäßig jeden Abend einnehme, habe ich mich in gewisser Weise daran gewöhnt, und eine Dosis, die ausreicht, um Monsieur Norton in Schlaf sinken zu lassen, hat bei mir fast keine Wirkung. Das Mittel war in der Schokolade. Wir tranken beide die gleiche Menge. Es wirkte bei ihm sehr schnell, während ich kaum etwas spürte, zumal ich mit meinem Strychnintonikum dagegen ankämpfte.

Und nun zum letzten Kapitel. Als Norton eingeschlafen war, setzte ich ihn in meinen Rollstuhl - was dank des ausgefeilten Mechanismus nicht schwierig war -, und schob ihn an seinen gewohnten Platz, in die durch Vorhänge abgetrennte Fensternische. Dann kam Curtiss und »brachte mich zu Bett«. Als alles ruhig war, schob ich Norton in sein Zimmer hinüber. Nun mußte ich mich nur noch der Augen und Ohren meines trefflichen Hastings bedienen. Vielleicht haben Sie es nicht bemerkt, Hastings, ich trag eine Perücke. Noch weniger wird Ihnen aufgefallen sein, daß mein Schnurrbart nicht echt ist. (Nicht einmal George weiß das!) Kurz nachdem Curtiss seinen Dienst bei mir antrat, tat ich, als hätte ich ihn versehentlich versengt, und ließ mir von meinem Friseur einen falschen anfertigen. Ich zog Nortons Morgenmantel an, zerwühlte mein graues Haar, hinkte den Gang hinunter und klopfte an Ihre Tür. Gleich darauf öffneten Sie und sahen mit verschlafenen Augen auf den Gang heraus. Sie beobachteten, wie »Norton« aus dem Badezimmer kam und über den Gang in sein Zimmer hinkte. Dann hörten Sie, wie er von innen die Tür abschloß.

Ich kleidete Norton wieder in seinen Bademantel, legte ihn aufs Bett und erschoß ihn mit einer kleinen Pistole, die ich im Ausland gekauft und bis dahin sorgfältig verborgen hatte - ausgenommen die beiden Male, wo ich sie morgens gut sichtbar auf Nortons Kommode gelegt hatte, während er nicht da war.

Dann steckte ich den Schlüssel Norton in die Tasche und verließ das Zimmer. Mit dem Doppelschlüssel, den ich seit einiger Zeit besaß, schloß ich die Tür von außen ab und schob den Rollstuhl wieder in mein Zimmer zurück. Seither schreibe ich an diesem Bericht.

Ich bin sehr müde - und all die Anstrengungen, die hinter mir liegen, haben mich erschöpft. Ich glaube, es ist bald soweit . . . Es gibt noch ein oder zwei Dinge, auf die ich hinweisen möchte. Nortons Verbrechen waren perfekte Verbrechen.

Meines war es nicht. Das sollte es auch nicht sein. Die einfachste und bequemste Art, ihn umzubringen, wäre die gewesen, es ganz offen zu tun - zum Beispiel einen Unfall mit einer kleinen Pistole vorzutäuschen. Ich hätte Entsetzen und Bedauern gezeigtem höchst unglücklicher Irrtum. Man hätte gesagt: »Der alte Poirot ist gaga und hat nicht gemerkt, daß sie geladen war - ce pauvre vieux!« Ich habe diesen Weg nicht gewählt. Ich will Ihnen verraten, warum. Ich wollte »Sportgeist« zeigen, Hastings.

Mais oui, Sportgeist! Ich tue all die Dinge, von denen Sie mir so oft vorgeworfen haben, daß ich sie nicht tue. Ich bin Ihnen gegenüber fair. Ich gebe Ihnen jede Chance! Ich halte mich an die Spielregeln. Sie hatten jede Möglichkeit, die Wahrheit herauszufinden. Falls Sie mir nicht glauben, lassen Sie mich Ihnen alle Hinweise aufzählen.

Da ist einmal die Geschichte mit den Schlüsseln. Sie wissen, denn ich habe es Ihnen erzählt, daß Norton nach mir hier ankam. Sie wissen, denn ich habe es Ihnen erzählt, daß ich mein Zimmer wechselte. Sie wissen, denn auch das habe ich Ihnen erzählt, daß mein Zimmerschlüssel verschwand und ich einen neuen machen ließ.

Wenn Sie sich also fragen, wer Norton getötet haben könnte, wer ihn erschossen und danach das Zimmer verlassen haben könnte, obwohl die Tür (anscheinend) von innen abgeschlossen worden war und der Schlüssel in Nortons Tasche steckte-

Dann ist die Antwort darauf: Hercule Poirot, denn er besitzt zu einem der Zimmer auf Styles zwei Schlüssel. Und was war mit dem Mann, den Sie im Gang sahen? Ich selbst fragte Sie, ob Sie sich sicher seien, daß es Norton gewesen sei. Sie waren verwirrt, Sie fragten mich, ob ich damit andeuten wolle, daß es nicht Norton gewesen sei. Ich antwortete wahrheitsgemäß, daß ich keineswegs behaupten wolle, daß es nicht Norton gewesen sei. (Natürlich, denn ich hatte mir alle Mühe gegeben, den Eindruck zu erwecken, es sei Norton). Dann warf ich die Frage nach der Körpergröße auf. Alle Männer hier im Haus, sagte ich, seien sehr viel größer als Norton. Aber es gab einen Mann, der kleiner war als er -Hercule Poirot! Und es ist verhältnismäßig einfach, sich durch hohe Hacken oder Einlagen in den Schuhen größer zu machen. Sie hielten mich für einen hilflosen Krüppel. Und warum? Nur weil ich das behauptete. Und ich hatte George fortgeschickt. Sprechen Sie mit meinem Diener George - das war mein letzter Hinweis.

Dann kam die Sache mit den Büchern. Othello und Clutie John gaben Ihnen zu verstehen, daß Norton X war. Wer konnte Norton nur getötet haben? Nur Hercule Poirot!

Und sobald Sie diesen Verdacht hatten, würde alles andere plötzlich zusammengepaßt haben: meine unerklärliche Zurückhaltung, meine Worte und Taten; die Auskunft der Ärzte in Ägypten und meines Arztes in London, daß ich keineswegs gehunfähig sei. Georges Aus-sage, daß ich eine Perücke trüge; die Tatsache - die ich nicht verber-gen konnte und die Sie hätten bemerken müssen-, daß ich viel stär-ker hinke als Norton.

Und schließlich der Pistolenschuß - mein schwacher Punkt. Ich weiß, ich hätte ihn in die Schläfe schießen sollen. Doch ich konnte es nicht über mich bringen, etwas so Unsymmetrisches, Zufälliges zu tun. Nein, ich schoß ihm genau mitten in die Stirn . . . O Hastings, Hastings, das hätte Ihnen die Augen öffnen müssen. Aber vielleicht sind Sie doch der Wahrheit auf die Spur gekommen? Vielleicht kennen Sie sie bereits, wenn Sie diese Zeilen lesen? Aber irgendwie glaube ich es nicht . . . Nein, Sie sind zu vertrauensselig . . . Sie haben einen zu guten Charakter . . .

Was bleibt noch zu sagen? Wie Sie wahrscheinlich feststellen werden, kannten Franklin und Judith die Wahrheit, obwohl sie es Ihnen nicht erzählt haben werden. Sie werden zusammen glücklich sein, die beiden. Sie werden arm bleiben, unzählige tropische Insekten werden sie stechen, und unbekannte Fieberkrankheiten sie attackieren - aber wir haben alle unsere eigenen Vorstellungen vom Glück, nicht wahr?

Und Sie, mein armer, einsamer Hastings? Oh, mir blutet das Herz, wenn ich an Sie denke! Wollen Sie - zum letztenmal- einen Rat von Ihrem alten Freund Poirot annehmen?

Wenn Sie diese Zeilen gelesen haben, nehmen Sie Zug oder Wagen oder Bus und fahren Sie zu Elizabeth Cole, die eigentlich Elizabeth Litchfield heißt. Geben Sie ihr diesen Brief zu lesen, oder erzählen Sie ihr den Inhalt! Erzählen Sie ihr, daß Sie beinahe etwas Ähnliches getan hätten wie ihre Schwester Margaret- nur daß in Margaret Litch-fields Fall kein wachsamer Poirot in der Nähe war. Befreien Sie sie von ihrem Alptraum, machen Sie ihr begreiflich, daß ihr Vater nicht von seiner Tochter umgebracht wurde, sondern von jenem netten, sympathischen Freund der Familie, dem »ehrenwerten Jago« Stephen Norton.

Denn es ist nicht richtig, mein Freund, daß eine Frau wie sie, noch jung und attraktiv, vor dem Leben flieht, weil sie glaubt, sie trüge einen Makel. Nein, das ist nicht richtig. Erklären Sie ihr das, mein Freund, Sie, der Sie für Frauen noch immer anziehend sind . . . Eh bien, ich habe nichts mehr zu sagen. Ich weiß nicht, Hastings, ob das, was ich getan habe, zu rechtfertigen ist oder nicht. Nein - ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, daß ein Mensch das Gesetz in die eigene Hand nehmen sollte . . .

Aber andererseits bin ich das Gesetz! Als junger Mann im belgischen Polizeidienst schoß ich einen verzweifelten Verbrecher vom Dach, der dort oben saß und in die Menge auf der Straße feuerte. In Notfällen gilt das Standrecht.

Indem ich Norton tötete, habe ich anderen das Leben gerettet - Unschuldigen. Dennoch, ich weiß nicht . . . Vielleicht ist es richtig, daß ich es nicht weiß. Ich bin immer so sicher gewesen- zu sicher . . . Aber jetzt bin ich sehr demütig und sage wie ein Kind: »Ich weiß es nicht . . .«

Leben Sie wohl, eher ami! Das Amylnitrit ist nicht in Reichweite meines Bettess. Ich habe es weggetan. Ich ziehe es vor, mich ganz in die Hände des bon Dieu zu geben. Möge seine Strafe oder seine Gnade mir rasch zuteil werden!

Wir werden nie mehr zusammen auf die Jagd gehen, mein Freund. Unsere erste Jagd fand hier statt - und auch unsere letzte . . . Es waren schöne Zeiten. Ja, es waren schöne Zeiten . . .

Schlußbemerkung von Captain Arthur Hastings: Ich habe alles gelesen . . . Ich kann es noch nicht fassen . . . Aber er hat recht! Ich hätte es wissen müssen! Ich hätte es wissen müssen, als ich das Einschußloch sah, weil es so symmetrisch mitten in der Stirn saß. Seltsam - jetzt fällt es mir ein - was ich an jenem Morgen nur undeutlich empfand. Das Loch in Nortons Stirn - es sah aus wie das Kainszeichen . . .